Freiherr von der Goltz
Generalfeldmarschall

Der jungen Türkei Niederlage

und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung

Berlin + Verlag von Gebrüder Paetel + 1913
(Dr. Georg Paetel).


Sultan Mehmed II, the Conqueror
Ex Libris
George Crews Mc Ghee
United States Ambassador
to Turkey

Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung.



Freiherr von der Goltz
Generalfeldmarschall

Der jungen Türkei Niederlage

und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1913

Altenburg, S.-A.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

I.

Welthistorische Ereignisse, die wir selbst als Zeitgenossen miterleben, machen auf uns weniger Eindruck als vergangene. Man muß erst in einige Entfernung von ihnen abgerückt sein, um ihre Bedeutung ganz zu ermessen. Was im verflossenen Oktober und November auf der Balkanhalbinsel vor sich ging, ist geeignet, eine völlige Umwälzung in der Entwicklung Südosteuropas hervorzurufen. Es ist zwar noch kein förmlicher Abschluß der großen orientalischen Frage, kommt diesem aber doch sehr nahe. Jedenfalls wurde eine völlig neue politische Lage geschaffen. Das ist uns bisher nur wenig bewußt geworden und sollte doch unsere Aufmerksamkeit aufs höchste in Anspruch nehmen.

Es kam zu schnell und zu überraschend, in seinen Wirkungen zu unerwartet, um sogleich richtig gewürdigt zu werden. Kurz ehe der Balkankrieg begann, lebte Europa noch der Zuversicht, daß der Frieden erhalten bleiben würde. Die Diplomatie versicherte es, und sie hat von jeher im Orient eine besondere Rolle gespielt. Wer, auf neuere Erfahrungen gestützt, daran zweifelte, hielt es doch für wahrscheinlich, daß der Angriff des Balkanbundes keine durchschlagende Entscheidung bringen werde. Man glaubte die Verbündeten dazu nicht stark genug und erwartete einen schleppenden Gang der Er-

eignisse, der vielleicht ähnlich wie 1875 und 1876 das Vorspiel zum Eingreifen der Großmächte werden könne.

Die Widerstandsfähigkeit des Osmanenreiches hatte sich noch 1877—78 gegen die bedeutende Übermacht Rußlands so außerordentlich bewährt, daß man seine kleinen Nachbarn für unfähig hielt, ihm ernsthaft gefährlich zu werden. Nur von Bulgarien sah man ansehnliche kriegerische Leistungen voraus.

Statt dessen hat ein kurzer Feldzug genügt, um den größeren Teil der Balkanhalbinsel in die Gewalt der Angreifer zu bringen. Erst nahe vor den Toren der Hauptstadt kam ihre Offensive in dem Augenblicke zum Stehen, als dies niemand mehr erwartete, sondern die Welt schon dem Einzuge der Sieger in Konstantinopel entgegensah. Dann erst wandte sich das Blatt, und der Angreifer wurde in ernsten Kämpfen blutig zurückgewiesen. Daß es sich nicht um ein freiwilliges Haltmachen gehandelt hat, ist heute kein Geheimnis mehr.

Den Zusammenbruch hatte man weit eher von der alten, despotisch regierten, vom eigenen Herrscher niedergehaltenen Türkei erwartet, als von der seit 1908 in einem Verjüngungsprozeß begriffenen, von der man eine baldige Erstarkung hoffte oder fürchtete, je nach dem Standpunkte, den man ihr gegenüber einnahm. Urteilsfähige Leute, die noch im letzten Sommer aus dem Orient heimkehrten, wußten von dem wiedererwachten Leben, namentlich von der eifrigen Arbeit des Heeres zu berichten, wie man sie seit mehr als drei Jahrzehnten dort nicht gesehen hatte.

Schon dieser Umstand beweist ebenso wie der erfolgreiche Widerstand am Ende des Krieges, daß diejenigen Kritiker, die sich den für die Türken so unglücklichen

Verlauf des Feldzuges durch nichts anderes als Verrottung, Verfall, Verkommenheit usw. glaubten erklären zu können, mit ihrem Urteil sehr an der Oberfläche bleiben. Die Beobachter aus der Zeit vor dem Kriege täuschten sich gewiß nicht insgesamt; und überhaupt wäre es nicht verständlich, daß ein Volk, welches vor fünfunddreißig Jahren noch so große soldatische Eigenschaften an den Tag legte, diese derart verloren haben sollte, daß es nichts Befriedigendes mehr zu leisten vermag. Ganz besondere Ursachen wirkten ohne Frage dabei mit, und das geschichtlich Lehrreiche, das völker-psychologisch Fesselnde ist es, diese Ursachen aufzusuchen.

Um sie zu ergründen, wird es nötig, auf den Ursprung der jungtürkischen Herrschaft zurückzugehen, der jetzt mehr als vier Jahre hinter uns liegt. Die große Umwälzung von 1908 war das Werk des gebildeten Teiles der osmanischen Jugend — namentlich der jungen Offiziere. Viele der Hauptträger der Bewegung hatten das dreißigste Lebensjahr noch nicht überschritten, ja ein großer Teil es noch nicht einmal erreicht. Es lag keine allgemeine Bewegung der Volksmassen vor, sondern nur eine wohlorganisierte Verschwörung des besten Teiles der höheren Klassen, die sich allerdings auf die in jenen gärende allgemeine Unzufriedenheit stützte. Die jungtürkische Erhebung leitete ihr moralisches Recht aus der Notwendigkeit her, einem elementaren Ausbruch der Volkswut vorbeugen zu müssen, der den Kampf aller gegen alle und eine gefährliche Anarchie zur Folge gehabt haben würde.

Drohend genug sahen die Dinge aus, und es ist ein zu früh vergessenes Verdienst der Jungtürken, daß sie den aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehenden blutigen Wirrwarr im Reiche verhütet haben. Sie waren tatsächlich

die Befreier und Wohltäter des Landes, zumal seit Sultan Abdul Hamid die Berechtigung der Bewegung anerkannte und erklärte, sich an ihre Spitze zu stellen.

Im schroffsten Wechsel, der sich denken läßt, wenn auch ohne bedeutende Erschütterung, ging die Gewalt im Lande auf die Jugend über. Eine ganze Generation wurde übersprungen und bis auf wenige Männer beiseite geschoben. Schwärmer, Idealisten und Theoretiker übernahmen die Führung. Junge Offiziere schrieben im Augenblick den Generalen vor, was sie zu tun hätten, forderten ihnen Versprechungen ab und schalteten und walteten nach ihrem Ermessen.

Die Masse der Truppe blieb, als die ersten Tage des Jubels über die erlangte freie Bewegung vorüber war, dem ganzen Vorgange gegenüber ziemlich verständnislos und gleichgültig. Sie wäre auch durch die älteren und höheren Offiziere nicht in Bewegung zu bringen gewesen. Es war aber nicht deren Schuld, daß das Heft ihren Händen so völlig entglitt. Das Überwachungssystem der alten Regierung hatte Formen angenommen, von denen man sich heute noch in Europa eine ganz unvollkommene Vorstellung macht. Kein Regimentskommandeur, kein General durfte mit seiner Truppe verkehren oder sie gar zu beeinflussen versuchen, geschähe es auch im besten Sinne. Er wäre sofort, als geheimer ehrgeiziger Absichten verdächtig, denunziert worden und der Verbannung in einen entfernten Reichswinkel, wenn nicht einem schlimmeren Lose, verfallen. Es war kein Wunder, daß sich die höheren Befehlshaber von ihren Untergebenen fernhielten, auf ihren Geschäftszimmern verblieben, die Flut der Schriftsachen zu erledigen suchten, die täglich über sie hereinbrach, und keinen anderen Weg

machten als den von ihrer Wohnung nach dem Dienstgebäude und zurück. Das ging bis zum Kriegsminister hinauf, der ins Palais des Sultans berufen wurde, um Rechenschaft zu geben, wenn er einmal durch eine andere Straße gefahren war als gewöhnlich. So kam es, daß sie ihre Truppe nicht kannten und diese sie nicht. Die meisten Soldaten mögen nicht einmal gewußt haben, wie sie hießen. Allenfalls ging ihre Kenntnis bis zum Binbaschi — dem Bataillonskommandeur — hinauf; auch das war schon sehr viel.

Kein Wunder also, daß von dieser Seite her eine mildernde regelnde Gegenwirkung und eine Hinüberleitung in den neueren Zustand nicht ausgehen konnte. Es hat sicherlich im Heere der alten Türkei nicht an energischen Männern gefehlt, aber die Verhältnisse waren stärker als sie. Auch darf man nicht außer acht lassen, daß eine Jahrzehnte andauernde, wenn auch nur erzwungene Lethargie niederdrückend selbst auf starke Charaktere wirken muß, und daß die Gewöhnung an Passivität am Ende alle Lust und Kraft zum Handeln lähmt. Ist es doch verführerisch bequem, keine Verantwortung und keine Pflicht der Selbsttätigkeit zu tragen.

So ist es gekommen, daß ein ganzes Zeitalter bis auf einzelne Zeugen gewissermaßen in die Vergessenheit untertauchte. Damit aber schwand auch aus dem Heere das Wichtigste — die Autorität, die in schwierigen Lagen, zumal im Kriege, das vornehmste Erfordernis ist. Sie sollte in dem neuen, mit Einführung der Konstitution erst erstehenden Heere von Grund aus wieder geschaffen werden. Dazu hätte es einer Kraft von welthistorischer Bedeutung bedurft.

Wenn trotzdem die Anfänge der neuen Armee er-

freulich waren und zu den besten Hoffnungen berechtigten, so spricht das für die Trefflichkeit des Stoffes, aus dem sie geschaffen wurde.

Nach der Umwälzung war eine Herkulesarbeit zu vollbringen, aber sie wurde tüchtig angefaßt und hätte zum Ziele geführt, wäre der Türkei ein Jahrzehnt der Ruhe beschieden gewesen. Zunächst mußten fast die sämtlichen bei der Fahne befindlichen Leute entlassen werden, weil sie widerrechtlich weit über die gesetzliche Zeit dort zurückgehalten waren. Es entstand ein neues Heer. Aber zu dessen Ausrüstung fehlte es im Augenblick an allem; nur Waffen und Munition waren ziemlich reichlich vorhanden, dafür hatte Sultan Abdul Hamid gesorgt. Ausreichend für die Macht, welche die Türkei brauchte, waren freilich auch sie nicht, aber immerhin doch für den ersten Bedarf genug. Wie der Großherr sich nun darin getäuscht hatte, daß er glaubte, die völlig unterdrückte Initiative im Augenblicke, wo er ihrer bedurfte, wieder wecken zu können, irrte er auch darin, daß er annahm, die gute Waffe allein genüge, seine Leute würden sie zu brauchen wissen, wenn er sie ihnen zum Kriege frisch in die Hand gäbe.

Von einer, den heutigen Anforderungen des großen Krieges auch nur einigermaßen entsprechenden Ausbildung der Truppen war keine Rede gewesen. Es wurde weder in größeren Verbänden geübt noch Feld- oder Vorpostendienst betrieben, noch manövriert, noch gar geschossen — selbst mit Platzpatronen nicht. Gebannt auf ihre Kasernenhöfe oder dicht daneben gelegene Exerzierplätze trieb die Truppe tagaus, tagein nur geisttötenden, elementaren Exerzierdienst. Sie stellte damals — noch bis 1909 — nur ein gesetzlich geregeltes Massenaufgebot der Mohammedaner dar. Mehr war sie nicht und konnte unter

Sultan Abdul Hamid auch nicht mehr sein, da er selbst ein weiteres nicht duldete. Sogar die sehr bescheidenen Bestimmungen über Einübung der Reserven und Landwehren blieben unausgeführt. Am aktiven Stande durfte überhaupt nicht gerührt werden.

Dies brachte für die neue Armee neben allen anderen Schwierigkeiten einen außerordentlichen Mangel an geübten Lehrkräften mit sich. Als solche boten sich nur die jungen, aus den Militärschulen hervorgegangenen Offiziere dar. Sie hatten wenigstens einigen Unterricht im modernen Gefecht genossen. Allerdings war auch ihnen nie dienstlich die Gelegenheit geworden, ein Gewehr abzufeuern. Sie kannten zudem das Leben der Truppe nicht, standen durch Bildung und Gewohnheiten der Mannschaft fern, sahen auf die aus dem Unteroffizierstande aufgerückten Kameraden — die sogenannten Regimentsoffiziere — vielfach mit Geringschätzung herab und verletzten sie durch den Hochmut, den ihnen das Bewußtsein eingab, Träger einer neuen Zeit zu sein. Die Soldaten lernten sie als Befehlende und Strafende kennen, nicht als Fürsorgende. Nach dem Dienste widmeten sie sich dem Genuß der früher ungeahnten Freiheit.

Die vom Kriegsministerium zur Besserung des Loses der Truppe getroffenen Maßnahmen bedurften der Zeit, um bis nach unten hin durchzudringen; so machte sich der Mannschaft die Umwälzung zunächst durch erhöhte Anforderungen fühlbar. Früher hatte sie gerade nur das Notdürftigste erhalten, um bestehen zu können; aber sie durfte dafür ein träges Dasein führen. Jetzt erhielt sie nicht viel mehr; die Anforderungen wurden jedoch im ersten Eifer recht hoch gespannt. Den Vorteil freierer Bewegung empfand der Soldat nicht; denn er war auch

unter Abdul Hamid, im Gegensatze zu dem streng überwachten Offizier, schon ziemlich frei und ungebunden gewesen. Es machte sich also in Reih und Glied bald eine stille, doch weit verbreitete Unzufriedenheit geltend.

Das waren die Keime zu der großen Militärmeuterei in der Hauptstadt vom April 1909, durch welche die vielversprechenden Anfänge mit einem Schlage wieder vernichtet wurden. Ihr Untergrund war die Erhebung der erbitterten Regimentsoffiziere gegen die neuen Herren, die aus den Militärschulen hervorgegangenen jüngeren, bevorzugten Offiziere, die bei ihrer Entfremdung von der Truppe völlig überrascht wurden, und von denen eine Anzahl — etwa dreißig — der Revolte zum Opfer fielen.

Die Meuterei wurde durch die schnelle Entschlossenheit, Umsicht und Energie Mahmud Schewket Paschas, des damaligen Generalgouverneurs von Mazedonien, den das Zentralkomitee der jungtürkischen Partei zu Saloniki wirksam unterstützte, wider alles Erwarten rasch unterdrückt. Er ward zum Retter des Reiches und hat Außerordentliches unter den schwierigsten Umständen geleistet, denn er vermochte nur etwa 18000 Mann, also weit weniger als die Welt glaubte, gegen Konstantinopel in Bewegung zu setzen, wo vielleicht die doppelte Anzahl Bewaffneter vorhanden war.

Die Eroberung der Hauptstadt, die erstaunliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit der ihre Besetzung sowie die Sicherstellung der Ordnung und Ruhe vor sich ging, erregte mit Recht in ganz Europa Aufsehen und trug dem jungtürkischen Offizierkorps reiche Anerkennung ein. Dieselbe Presse, die es heute mit Schmähungen überhäuft, war damals seines Lobes voll. Der leichte Sieg über die führerlosen Meuterer aber verleitete

es zu einer begreiflichen Selbstüberschätzung. Jetzt erst recht fühlten sich die jungen Leute als Herren der Lage.

Das strenge Strafgericht, das über die Niedergeworfenen erging, steigerte bei diesen die Erbitterung. Eine Anzahl Regimentsoffiziere wurden hingerichtet, andere verbannt oder beseitigt. Viele schieden ohne Zwang aus, da ein sehr günstiges Pensionsgesetz den Unzufriedenen dies erleichterte. Offiziersmangel trat ein, und das Bindeglied zwischen den Offizieren aus den Militärschulen und der Mannschaft verschwand fast ganz. Ältere Unteroffiziere, die als Berufssoldaten über die Pflichtzeit hinaus dienten, gab es nicht, da ihnen gute Versorgung als Lockmittel gefehlt hatte.

Trotzdem wurde mit der Truppenausbildung schon nach kurzer Zeit wieder rüstig begonnen. Als ich im Juni 1909 nach Konstantinopel kam, war alles bei der Arbeit und die Krisis äußerlich überwunden. Aber sämtliche Truppenteile hatten einen sehr niedrigen Stand. Meist befanden sich nur Rekruten in Reih und Glied, da die ältere Mannschaft zur Zwangsarbeit verurteilt oder entlassen worden war. An Ausbildungspersonal fehlte es noch mehr als zuvor. Die Autorität hatte eine neue Schwächung erfahren. Zudem trat der Regierungswechsel ein. Die Nationalversammlung entsetzte nach den Bestimmungen des Staatsgrundrechts Sultan Abdul Hamid des Throns und berief Mehmet V., der dreiunddreißig Jahre in strengster Klausur gehalten worden war, an seine Stelle. Daß der neue Großherr zunächst keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu nehmen vermochte, ist erklärlich.

In jener Zeit wurde auch der Grund der Spaltung im jungtürkischen Offizierkorps gelegt. Die Offiziere der

sogenannten Expeditionsarmee, die Konstantinopel erobert hatten und mit ihren Truppen zur Sicherung fortdauernder Ruhe bei der Hauptstadt blieben, beanspruchten, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach, eine bevorzugte Stellung. Sie sahen sich als Herren der Lage, sowie als Hauptstütze des jungtürkischen Komitees an und führten im Verein mit diesem das entscheidende Wort. Verdruß, Neid und Unwillen bei ihren Kameraden waren die Folge davon.

Als das beste Mittel der Aussöhnung erschien die Ablenkung aller von den persönlichen und den inneren politischen Fragen auf das rein militärische Gebiet. Mahmud Schewket Pascha, damals noch Generalissimus, später auch Kriegsminister, arbeitete mit feurigen Ansprachen darauf hin und suchte die Gemüter für die Wiederaufrichtung des Reichs und die Größe des Osmanentums zu entflammen — ein schwieriges Werk, da die Grundlagen einer systematischen Erziehung zur ernsten Pflichterfüllung und Hingabe fehlten. Die Frage, ob Strenge damals zweckmäßiger gewesen wäre als Ermahnung, und ob es möglich war, damit durchzudringen, wird der Fremde schwer mit Sicherheit beantworten können. Mahmud Schewket war in jener Zeit stärker als das Komitee und seine Anhänger. Aber es ist zweifelhaft, ob ein offener Kampf gegen beide nicht das eben beruhigte Land in neue Verwirrung gestürzt hätte. In der Verhütung alttürkischer Anzettelungen leistete das Komitee übrigens gute Dienste.

Die Arbeit schritt zudem befriedigend fort. Im Herbst 1909 fanden größere Manöver bei Adrianopel statt, die ersten seit mehr als drei Jahrzehnten. Sie kamen hauptsächlich durch das Verdienst Abdullah Paschas, des damaligen kommandierenden Generals in Adrianopel, zu-

stande, der sich frisch ans Werk machte, im Sommer seine Truppen, so gut es gehen wollte, durch größere Feldübungen vorbereitete und sie zur Verfügung stellte. Die Vorarbeiten wurden durch meinen alten Schüler und Freund Pertev Pascha, der im letzten Kriege als Oberquartiermeister im großen türkischen Hauptquartier wirkte, vortrefflich ausgeführt. Im Stabe Nogis hatte er vor Port Arthur und bei Mukden reiche Kriegserfahrung erworben und war seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Die Verpflegung war gut geregelt, auch für den Sanitätsdienst gesorgt; doch kam dieser während der wenigen Manövertage nicht sonderlich in Frage.

Soldaten, Offiziere und Generale waren gleich neu im Fache. Keiner von ihnen hatte bis dahin ein größeres Manöver mitgemacht, die meisten Befehlshaber, die Truppeneinheiten, die sie jetzt führen sollten, überhaupt noch nicht versammelt gesehen. Etwa neun Zehntel der Soldaten befanden sich erst seit zwei oder drei Monaten im Dienste. Aber der allgemeine gute Wille ersetzte die Mängel, und die Manöver verliefen, wenn man den Umständen Rechnung trägt, zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Freude darüber war groß. Zur Schlußkritik sammelten sich hunderte von Offizieren um einen Tumulus und warteten geduldig, bis die Manöverleitung, nach Erledigung einiger Anordnungen, bei ihnen eintreffen konnte. Die keineswegs durchweg anerkennende Besprechung, die in einen Hinweis auf das in der Zukunft zu Erreichende auslief, wurde — für uns Deutsche eine ungewöhnliche Erscheinung — mit lautem Händeklatschen beantwortet. Die Stimmung war gehoben, die Versammlung zerstreute sich mit den besten Vorsätzen. Es waren schöne, hoffnungsreiche Stunden; denn allgemein sproßte die Überzeugung,

die Arbeit für die Wiederbelebung des alten osmanischen Kriegsruhms erfolgreich durchführen zu können. Der Zweck des Manövers war erfüllt, ein Bild des Krieges gegeben, das dem Lehrpersonal bei den täglichen Übungen der Ausbildungszeit vor Augen schweben sollte.

In Mazedonien wurden ähnliche Manöver in kleinerem Maßstabe bei Saloniki, Monastir, Üskub und Serres abgehalten. Mehr ließ sich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes nicht tun.

Die Arbeit im einzelnen sollte folgen, um die sichere Grundlage für die Kriegstüchtigkeit des Heeres zu bilden. Mahmud Schewket Pascha übernahm bald das Kriegsministerium und entwickelte eine rastlose Tätigkeit. Es war eigentlich alles neu zu schaffen — angefangen mit der Bekleidung, die fast vollkommen mangelte. Noch bedeckten sich die Soldaten in den luftigen Kasernen, auch nachts und bei winterlicher Kälte, mit ihren Mänteln, die aber fürs Feld geschont werden sollten. 550 000 Uniformen wurden beschafft. Unterkunft, Übungsmittel und Übungsgelegenheit fehlten vielfach, unter anderem auch die Platzpatronen [1]) und Manöverkartuschen. Die scharfe Munition reichte nicht aus. 450 Millionen Patronen, große Mengen Artilleriemunition wurden aus Deutschland bezogen, das Feldgeschütz- und Gebirgsgeschützmaterial vermehrt. Und dennoch waren für die zahlreich ins Feldheer eingestellten Redif- (Landwehr-) Divisionen nur die alten zurückgestellten Kruppschen Geschütze, aber weder Geschirre, Pferde noch sonstige Ausrüstungen vorhanden. Sie scheinen auch, zum Teil wenigstens, ohne Batterien ins Feld gerückt zu sein.

---

[1]) Zu den Manövern traf der erste Bedarf am Vorabend gerade noch rechtzeitig ein.

An 30 000 Pferde wurden, meist im Auslande, angekauft und das alles mit Geldmitteln, deren Geringfügigkeit unsere Verwaltung in helle Verzweiflung setzen würde.

Dem schlimmen Mangel an Offizieren und Unteroffizieren sollte durch Erweiterung der bestehenden Generalstabs- und der allgemeinen Militärschule, sowie durch die Neugründung einer sehr gut geordneten Reserveoffizierschule, endlich von Unteroffizierschulen abgeholfen werden. Um die von der alten Armee verbliebenen Offiziere für die heutige Dienstmethode brauchbar zu machen, wurden in Konstantinopel, Adrianopel und Saloniki Offiziersübungslager errichtet, in denen der Reihe nach alle Offiziere einen dreimonatlichen Ausbildungskursus durchmachen sollten, ähnlich — nur länger — wie unsere Reserveoffiziere auf den Truppenübungsplätzen. Eine Infanterie- und Artillerieschießschule entstand, beide gut ausgestattet und mit ausgedehntem Übungsgelände versehen. Modellregimenter sollten für die Armee das gute Beispiel geben. Von Untätigkeit und Vernachlässigung kann also wahrlich nicht die Rede sein.

Und das alles mußte geschaffen werden durch Vermittlung einer Verwaltung, in der von jeher Zentralisation, schleppender Bureaukratismus und unendliches Formenwesen vorgeherrscht hatten, niemand aber an Selbständigkeit oder gar Initiative gewöhnt war. Es ist ein Wunder, daß soviel zustande kam, als es geschah. Die aus Deutschland berufenen Instrukteure wurden zum größten Teil in den Lehrinstituten, Übungslagern und Modellregimentern verwendet und haben in anstrengendem Dienste Treffliches geleistet, das auch in der türkischen Armee, selbst nach der Niederlage noch, volle Anerkennung gefunden hat. Es sind auf den meisten Gebieten des mili-

tärischen Dienstes erfreuliche Fortschritte gemacht worden — aber das alles waren doch nur Anfänge und konnten auch nichts anderes sein.

In drei Jahren schafft man aus dem Nichts kein modernes Millionenheer. Ja, hätte das unglückliche Land Ruhe zur Arbeit gehabt, nach der sich alle maßgebenden Personen sehnten, so wäre es wohl angegangen; aber auch diese fehlte. Abgesehen von den inneren politischen Wirren wurde die Armee unaufhörlich durch die einander ablösenden Aufstände in entfernten Provinzen gestört. Es folgten zwei allgemeine Erhebungen in Arabien, deren Bekämpfung ein großes Truppenaufgebot erforderte, der Aufstand der Drusen im Hauran und der Beduinen des südlichen Syriens, auf europäischem Boden aber nicht weniger denn vier Erhebungen in Albanien. Endlich kam noch der italienische Krieg hinzu — lokaler kleinerer Unruhen nicht zu gedenken. Sie waren zum Teil durch den Radikalismus und Doktrinarismus der jungtürkischen Regierung hervorgerufen worden, die aus dem bis dahin von einem harten und straffen Absolutismus beherrschten Lande zu schnell einen konstitutionellen Musterstaat herstellen wollte. „Wenn neue Schichten zur Macht gelangen, wird es wohl immer der Fall sein, daß sie des Verständnisses und daher auch der Wertschätzung des historisch gewordenen Rechtes ermangeln, vielmehr in Unkenntnis der in Wirklichkeit sehr komplizierten Maschinerie des Staates neue Einrichtungen einführen zu können glauben" [1]). Das war auch der Irrtum der Jungtürken, die zudem im ersten Eifer des

---

[1]) Dr. E. Graf v. Mülinen im Dezemberheft 1912 der „Deutschen Revue": „Der Zusammenbruch des jungtürkischen Staates", eine sehr lehrreiche, sachkundige Studie.

Herrschens alles zugleich begannen. Jedesmal, wenn infolge dieser Vorgänge in höchster Eile ein Expeditionskorps bereit gestellt werden sollte, wurden die Truppenteile, die sich gerade in der besten Verfassung befanden, aus ihren Verbänden herausgerissen und der Friedensstand durch Mannschaften aufgefüllt, die in anderen Truppenteilen schon eine einigermaßen hinreichende Ausbildung genossen hatten. Diese verloren dadurch ihre Gehilfen bei der Einübung der neu eingestellten Rekruten. Ein fortwährender Wechsel trat ein, dem auch die Offiziere nicht entgingen. Zu jeder Jahreszeit erschienen junge Wehrpflichtige in verschieden starken Abteilungen zur Einstellung bei den Truppen, und es mußte immer wieder „von vorn" angefangen werden. Schon darum wäre die Einführung des „preußischen Drills", dem unsere Armeegegner in der Heimat so gern die Schuld an den türkischen Niederlagen aufbürden möchten, eine Unmöglichkeit. Es war immer nur eine Ausbildung „nach Umständen" ausführbar. Bis auf die letzte Zeit klagten auch die deutschen Lehrmeister gerade über diese Schwierigkeit. Einmal aus ihrer Zugehörigkeit zu größeren Einheiten herausgerissene Truppenteile kehrten auch meist nicht wieder dorthin zurück, und der Linienstand des Heeres bildete noch immer ein buntes Mosaik wie zur hamidischen Zeit. Verwaltung, Versorgung blieben dabei vom alten Verbande abhängig. Bataillone an der adriatischen Küste waren auf das Generalkommando von Adrianopel, solche in Smyrna oder auf den Inseln auf das in Konstantinopel angewiesen usw. Auch dies erschwerte die regelmäßige Rekrutierung und Heranbildung ungemein.

Und zu allem hat es an Zeit gefehlt. Die einfache Tatsache, daß die jetzt geschlagene türkische Armee erst

drei Jahre alt war, hat Europa in seinem Urteil völlig übersehen. Drei Jahre beträgt die Dienstzeit bei der Fahne. Im Herbste dieses Jahres konnte also erst der erste, nach neuer Art ausgebildete Jahrgang zur Reserve entlassen werden. Alle weiteren zurückstehenden Jahresklassen in Reserve und Landwehr stammten aus der hamidischen Zeit. Sie waren der Hauptsache nach unausgebildet, kannten zum großen Teil nicht einmal die neuen Waffen.

Bei den vielen Unregelmäßigkeiten im Heeresbetriebe waren freilich Ausnahmen entstanden. Die Einberufungen wegen innerer Wirren hatten Mannschaften, die sonst gar nicht gedient hätten, Gelegenheit zu einiger Gewöhnung an den militärischen Dienst geboten. Auf der anderen Seite waren wieder Leute, die dienen sollten, daheim gelassen worden. Es kommt hinzu, daß in der Türkei auch rechtlich, wie ehedem bei uns noch 1814, ein großer Teil der Wehrpflichtigen, ohne im Heere gedient zu haben, unmittelbar zur Landwehr (Redif) überführt wurde. Dazu gehörte die breite Schicht der Mouinsiß, d. h. derjenigen, die aus Familienrücksichten, zumal wegen der Unmündigkeit der Frauen der Außenwelt gegenüber, im Frieden dienstfrei blieben, zum Kriege aber eingezogen wurden.

II.

So stellte sich das türkische Heer, das in den Balkankrieg zog, in Wahrheit dar als ein noch im Entstehen begriffenes modernes Kadreheer von Rekruten, gemischt mit einem zum großen Teile unausgebildeten Massenaufgebot.

Seine besten, am längsten dienenden Mannschaften hielt das ferne Arabien fest, wohin nur ausgebildete Leute gesandt worden waren.

Diese Zustände haben die Haltung der Truppe mehr beeinflußt, als die Einstellung der Nichtmohammedaner, die in der Presse eine so große Rolle unter den Ursachen der Katastrophe gespielt hat. Einst verlangte Europa die Zulassung der Christen zum Heeresdienst als sichtbares Zeichen für die Gleichberechtigung der Rajah. Heute bricht es über die türkische Heeresverwaltung den Stab, weil sie diese Forderung erfüllt hat. Sie war eine Notwendigkeit, da das islamitische Volkselement, wenn es fortgesetzt die Last des Kriegsdienstes allein trug, sich in nicht allzuferner Zeit aufgerieben hätte. Es wäre allmählich in die Minderheit geraten. Freilich war die Einrichtung noch zu neu. Man hätte besser für den Kriegsfall eine Ausnahme gemacht und nur die gerade im Dienst befindlichen Nichtmohammedaner mitgenommen. Es hat sich aber, da Loskauf gestattet wurde, im allgemeinen nicht um mehr als 10 Prozent, also um keinen entscheidenden Bruchteil, gehandelt.

Viel verhängnisvoller war eine andere Maßregel, die wenige Wochen vor dem Kriege von der Regierung getroffen wurde, welche — nach Mahmud Schewket Paschas Sturz — das Kabinett Said Pascha ersetzte. Wohl im Vertrauen auf die Versicherungen der großen Mächte, daß der Krieg auf der Balkanhalbinsel verhütet werden würde, und mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen, entließ sie an 120000 Mann, die sich bei den Fahnen befanden. Es waren die Redifdivisionen, die Mahmud Schewket angeblich gegen italienische Landungen bei Smyrna und den Dardanellen seit Monaten unter Waffen hielt, sowie der älteste Jahrgang des Linienstandes. Unverständlich erschien seinerzeit das große Aufgebot gegen Italien, das gar nicht damit drohte, den Krieg aufs Festland zu über-

tragen. Heute erst erkennt man den vorausschauenden Blick des Mannes, der diese geübte Truppenmacht in der Hand haben wollte, um sie im gegebenen Augenblicke über Pandirma und von Gallipoli her auf den thracischen Kriegsschauplatz zu werfen.

Noch niemals hat es gefrommt, wenn der Krieg droht, den politischen, ökonomischen oder Opportunitätsrücksichten ein entscheidendes Wort zu lassen und mehr auf andere als auf sich selbst zu vertrauen. Als der Krieg dennoch ausbrach, hatten die Entlassenen zum Teil ihre Heimat noch nicht erreicht, und man mußte zunächst nehmen, was an Mannschaften zu erreichen war. Mögen sie dann auch zum größten Teile noch zurückgekehrt sein, so geschah es doch nicht zu den Truppenteilen, denen sie angehört hatten. Diese waren aufgelöst, und die neuen konnten bei der Kürze der Zeit den inneren Halt nicht mehr gewinnen.

Um so mehr darf man bildlich von einem Rekruten-heere sprechen, das ins Feld rückte. Zumal waren die Redif- (Landwehr-) Divisionen 2. Klasse, die fast ganz aus den vom Friedensdienste Ausgenommenen gebildet wurden, nichts als ein großer Rekrutenhaufe.

Auch mit einem solchen Heere läßt sich immerhin etwas ausrichten, das hat der große amerikanische Sezessionskrieg bewiesen. Nur darf es nicht sogleich vor Aufgaben gestellt werden, denen es seiner inneren Natur nach nicht gewachsen ist. Auch die Amerikaner erfuhren es am Bull-Run.

Die Möglichkeit eines überraschenden bulgarischen Angriffs noch während der ersten Entwicklungsperiode des neuen türkischen Heeres lag zu nahe, als daß sie nicht vorher hätte erwogen werden sollen. Sie wurde unter anderem den Armee-Manövern von 1910 zugrunde gelegt.

Die große Ausdehnung des Reiches, die dünne Bevölkerung, das noch spärliche Eisenbahnnetz brachten es mit sich, daß die türkische Armee auf alle Fälle viel später als die bulgarische mit ihrem Aufmarsche fertig wurde. Von den Bulgaren nahm man ziemlich richtig an, daß sie am zwölften Tage nach befohlener Mobilmachung bereit sein könnten. Das war für die Türken nicht zu erreichen. Sie mußten sich daher so weit rückwärts versammeln, daß es noch in Ruhe geschehen konnte, und daß einige Zeit vor dem ersten großen Zusammenstoße zu Vorbereitungen blieb.

Die Wahl fiel damals sehr richtig auf den Oberlauf des Ergene Dere, eines vom Istrandja Dagh am Schwarzen Meere erst scharf nach Südwest, dann in westlicher, später wieder in südwestlicher Richtung zur Maritza eilenden Flüßchens[1]). Den rechten Flügel bezeichnete etwa das Städtchen Seraij am Fuß des Karatepe, den linken die Bahnstation Muradlü nördlich Rodosto; hinter der Stellung liegt das vielgenannte Tschorlu, Abdullah Paschas erstes Hauptquartier im Balkankriege. Dort sollten sich die ankommenden Truppen in verschanzter, von Natur starker Stellung sammeln, die ersten eintreffenden drei Divisionen und eine starke Kavalleriebrigade die Deckung des Aufmarsches übernehmen. Aus zwei Richtungen, über Konstantinopel und über Rodosto, war der Zufluß der sich sammelnden Streitkräfte gedacht; hinter der Front aber lief in kurzer Entfernung die, wie der Ergenefluß, sich scharf nach Südwest wendende Eisenbahn mit vier Stationen entlang. Das hätte die Versorgung der Armee außerordentlich erleichtert — ebenso den Rücktransport von

[1]) Zum Verständnis bezüglich der Örtlichkeiten genügt die Karte der Balkanhalbinsel jedes guten Handatlasses.

Kranken und Verwundeten. Die Bulgaren hatten von der Grenze noch 7–8 ziemlich starke Märsche dahin, mußten Adrianopel einschließen, sich dadurch erheblich schwächen und konnten durch die vorgeschobenen türkischen Truppen im Vormarsch wesentlich aufgehalten werden. So war Zeit genug zu gewinnen. Adrianopel sollte also etwa die Rolle von Kars in Ghazi Moukhtars asiatischem Feldzuge von 1877 spielen.

Beim Feinde wurde natürlich die Kenntnis des Versammlungsraumes und auch des Umstandes vorausgesetzt, daß am Ergene Dere geschanzt würde. Seine vordersten, über Demotika, vom Einschließungsheere vor Adrianopel und über Kirk-Kilisse voraufmarschierenden, durch Kavallerie verstärkten Divisionen sollten unter einheitlichem Befehl, den damals Abdullah Pascha führte, den Versuch machen, den Aufmarsch der feindlichen Hauptarmee durch schnelles Vorgehen zu stören.

Die Manöveridee war wiederum von dem mittlerweile zum Oberstenrange zurückversetzten Pertev Bey bearbeitet worden, der auch die nötigen Vorbereitungen in umsichtiger Weise getroffen hatte.

Das Manöver verfolgte also einen ernsteren Zweck wie das vorhergehende und sollte überdies der Welt zeigen, daß die junge Türkei schon imstande sei, eine ansehnliche, modern ausgerüstete und geführte Truppenmacht aufzubieten. Mit einigen nachrückenden Verstärkungen kamen an 60000 Mann zusammen. Das Adrianopeler Manöver hatte zu diesem größeren Versuche ermutigt, der zu voller Zufriedenheit verlief, wenn auch die am Ende ausbrechende Cholera die Freude daran trübte.

Selbstredend sollte die Hauptarmee am Ergene Dere nicht dauernd in passiver Verteidigung verharren, sondern,

sobald der feindliche Vorstoß abgewiesen und sie fertig war, zum allgemeinen Gegenangriff vorbrechen. Mit der Annahme, daß der Augenblick dafür gekommen sei, schloß das Manöver ab. Es hatte ein ungefähres Bild der Wirklichkeit geben sollen.

Zum Widerstande in verschanzter Stellung ist auch eine junge, noch ungeübte Armee imstande. Hat sie dabei einige Festigkeit und durch einen ersten Erfolg Selbstvertrauen gewonnen, so kann sie zur Offensive wohl befähigt sein.

Wäre derart verfahren und die vorangehende Niederlage von Kirk-Kilisse sowie die von Lüle Burgas vermieden worden, so hätte sich am Ergene Dere wahrscheinlich das ereignet, was jetzt an der Tschataldja-Linie geschehen ist. Der Umschwung im Gange des Feldzuges wäre dort eingetreten.

Freilich kam für das Gelingen des Planes sehr viel darauf an, ob sich Adrianopel ohne Hilfe von außen her einige Wochen werde halten können. Fiel es, so wurde die Einschließungsarmee zur Verstärkung des Angriffs auf das Ergene Dere frei, und Adrianopel mußte von den Türken wieder erobert werden. Die Vorbedingung hat sich in der Wirklichkeit erfüllt.

Adrianopel behauptete sich über Erwarten lange und gut, obgleich sein Fall vom Gegner als unmittelbar bevorstehend schon zu Beginn des Feldzuges verkündet wurde. Zur Zeit der Manöver — 1910 — war es noch wehrlos, nur von älteren, halb verfallenen Erdwerken umgeben. Rüstig ist der Ausbau, wenn auch nur mit den einfachsten Mitteln, in Angriff genommen worden, wobei zwei der deutschen Offiziere, der Fußartillerie und dem Ingenieur-Korps [1])

[1]) Oberst Posseldt und Oberstleutnant Muth.

angehörig, tatkräftig mitwirkten. Was auch heute noch in der Türkei geleistet werden kann, wenn ein ernster Wille treibt, hat sich an diesem Beispiele gezeigt. Zugunsten des Planes wurde sehr zweckmäßigerweise die Tschataldja-Linie aufgegeben und die dort stehende Artillerie nach Adrianopel geschafft. Den Kriegsberichterstattern hat das den erwünschten Stoff für die herbesten Kritiken über die entsetzliche Vernachlässigung jener ehedem befestigten Linie geliefert — ein Vorwurf, der etwa demjenigen gleichkommt, daß Deutschland Neiße und Silberberg habe verfallen lassen.

Wohl konnte die bulgarische Armee vorsichtiger verfahren, nicht sogleich angreifen, die Belagerung Adrianopels nur sichern und seinen Fall abwarten, ehe sie weiter vorging. Dann wäre die türkische Armee gezwungen gewesen, ihre abwartende Haltung aufzugeben und zum Angriff vorzugehen, um Adrianopel zu retten. Sie hätte aber in diesem ungünstigen Falle immer noch die Zeit gewonnen, ihre Rüstung zu vollenden und die junge Mannschaft wenigstens etwas an den Kriegszustand zu gewöhnen.

Eine Aufstellung näher der Grenze erlaubte freilich ein unmittelbares Zusammenwirken mit der Garnison von Adrianopel; sie sicherte mehr Land, namentlich den Eisenbahnknoten von Kuleli Burgas nordöstlich Demotika, der für Truppen- und Materialtransporte nach Mazedonien wichtig war, aber sie brachte die Gefahr eines vorzeitigen Zusammenstoßes mit der noch ungeschwächten bulgarischen Armee mit sich, die man auf 150—180000 Mann eingeschätzt hat. Die ungeübten Truppen, womöglich noch während der Versammlung, im wegelosen Lande, bei rauher Jahreszeit, ohne wohlgeordneten Nachschub, auf einem Boden, der vom ersten andauernden Regen knietief

aufgeweicht wird, einem solchen Zusammenstoß auszusetzen, mit ihnen sogar zur Offensive vorzugehen, widersprach ihrer inneren Verfassung. Es war eine Leistung, der sie unmöglich gewachsen sein konnten. Sie waren noch nicht manövrierfähig und zudem in der Minderzahl. Die türkische Ostarmee hat, ohne die Besatzung von Adrianopel, sicherlich nie mehr als einen fechtenden Stand von 120 bis 130 000 Mann gezählt.

Es ist mir unbekannt, inwieweit die Ergebnisse jenes denkwürdigen Manövers in die amtlichen Entwürfe des türkischen Generalstabes übergegangen sind. Mahmud Schewket Pascha war wohl entschlossen, sie, wenn er Generalissimus geblieben wäre, zu benutzen. Er hat auch, als kurz vor dem Kriege befreundete Offiziere sich bei ihm verabschiedeten und von dem beabsichtigten Vorgehen zum Angriff sprachen, mit dem Ausdruck der ernsten Besorgnis nicht zurückgehalten.

Die Lage in Mazedonien war für den Fall eines überraschenden Angriffs noch weit ungünstiger als in Thrazien. Sie bildete damals den Gegenstand ernster Besprechungen, aus denen sich für mich auf des Kriegsministers Wunsch noch im Spätherbst eine Reise nach dem Westen der europäischen Türkei ergab. Die Truppen standen dort weit zerstreut, den Feinden, die von drei Seiten zu erwarten waren, an Zahl zunächst gar nicht gewachsen. Dort mußte die Versammlung der Verteidigungsarmee also ebenfalls von der Grenze in ansehnliche Entfernung zurückverlegt werden. Die Wahl fiel auf Ischtib, wo sich die Einmarschlinien der Gegner von Köstendil, von Vranja und durch den Sandjak über Prischtina vereinigen. Ein feldmäßig verschanztes Lager sollte zur Aufnahme der ankommenden Truppen angelegt und mit Geschütz versehen

werden. Es hätte eine ähnliche Rolle spielen können, wie die Stellung am oberen Ergene Dere in Thrazien, ist jedoch nicht zur Ausführung gekommen.

Was nun das entgegengesetzte Verfahren, das Vorgehen und die Aufnahme des Kampfes weit vorwärts nahe der Grenze, veranlaßt hat, das zu den ersten unglücklichen Schlachten führte, ist heute noch nicht genau festzustellen. Nur der Laie in militärischen Dingen, schnell fertig mit dem Urteil, weiß alsbald genau, woran und an wem es gelegen hat.

War es die Überschätzung der eigenen, die Unterschätzung der feindlichen Kräfte, der Wunsch, beim Kriegsausbruche durch einen baldigen Erfolg die gedrückte Stimmung im Lande zu heben und Vertrauen zu erwecken? War es wiederum diplomatische Einwirkung, die nach türkischen Siegen verlangte, um mit der Friedensaktion einsetzen zu können — vielleicht wird es nie vollkommen bekannt werden. Ehe man ein bestimmtes Urteil fällt, soll man eine Äußerung der Beteiligten abwarten. Oft schon haben im Kriege wohlbegründete Maßregeln zum Unheil, Irrtümer zum Siege geführt.

Eine Nachricht, daß die bulgarischen Hauptkräfte bei Jamboli ständen und deren Führer beabsichtigten, von dorther gegen die rückwärtigen Verbindungen der zwischen Kirk-Kilisse und Adrianopel sich entwickelnden türkischen Kräfte — also wohl diese auf dem rechten Flügel umgehend — vorzudringen, soll im letzten Augenblicke noch eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Ein schneller Gegenstoß ward beschlossen, um diese Absicht zu kreuzen. Das Ganze klingt etwas gekünstelt und ist nicht recht verständlich, aber es berührt eine Schwäche der inneren Verfassung des ottomanischen Heeres — das strategische Dilettantentum,

wie es ein langer Frieden, Bücherweisheit und die Entfernung vom praktischen Leben der Truppe zeitigen.

Im Generalstabe zu Konstantinopel herrschte von jeher eine ansehnliche theoretische Bildung, die freilich mehr breit als tief war. Feldzugsentwürfe gehörten zu den Liebhabereien zumal der jungen Welt. Wer die Kriege Napoleons fleißig gelesen hatte, war bald mit sich im klaren, daß man es, wenn man vor den Feind käme, machen müsse wie Napoleon. Daß dies in Gedanken sehr leicht, in der wirklichen Ausführung aber recht schwer ist, wurde gern übersehen.

Clausewitz' Warnung, daß man aus den Büchern ins Feld durchaus nichts anderes mitnehmen dürfe, als die Übung des Verstandes, die ihre Lektüre erzeugt hätte, wäre dem türkischen Generalstabe noch heute nützlich. Eine gewisse abstrakte, weltfremde Strategie hat dort eine Heimstätte gefunden. Nirgends sonst werden so viel Entwürfe gemacht; nirgends trifft man so viel angehende Bonapartes, die alles am besten wissen. „Ich hatte viel von Kombinationen gehört, was die Bulgaren tun und wie man es ihnen einbrocken würde — dabei dachte man nicht daran, daß die Truppe verpflegt werden müsse und daß zur Munition auch Reservemunition gehöre,“ schrieb mir kürzlich ein Freund.

In früherer Zeit traten die begabtesten Militärschüler nach dem Offiziersexamen in die Generalstabsschule über, von wo sie nach dreijährigem Lehrgange der Armee als Generalstabsoffiziere zugeteilt wurden und dies bis zum Ende ihrer Laufbahn blieben, ohne je in die Truppe einzutreten und mit ihr in engem Verkehr zu leben. Sie waren ausschließlich Generalstabsspezialisten, deren Tage in den Kanzleien des Kriegsministeriums, Generalstabes und der hohen Kommandobehörden verflossen.

Dies verderbliche System ist nach der Umwälzung geändert worden; die jungen Leute gehen von der Schule jetzt erst zur Truppe und sollen von Zeit zu Zeit wieder dorthin zurückkehren. Aber diese zweckmäßige Einrichtung ist noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen; sie wird vielfach als eine lästige Förmlichkeit betrachtet, die erfüllt werden muß, weil sie einmal da ist. Unser junger Generalstäbler setzt hingegen alles daran, auch in der Front Gutes zu leisten, und er weiß, daß es meist auch mit seiner Generalstabslaufbahn vorüber ist, wenn ihm das nicht gelingt.

Die hergebrachte Ausnahmestellung der türkischen Generalstabsoffiziere, die ehedem, als sie vor dem russischen Kriege geschaffen wurde, berechtigt gewesen sein mag, weil sie nur einer ganz geringen Zahl wirklich hervorragend begabter Leute zuteil ward, ist es heute nicht mehr. Sie verleitet Naturen, die wenig über die Mittelmäßigkeit hervorragen, zum Dünkel. Durch die Rolle, welche eine Anzahl von Generalstabsoffizieren bei der Bewegung von 1908 und später im Komitee spielten, ist dieser nicht gemildert worden. Nicht alle hatten die wirklich bedeutenden Eigenschaften Envers, des wackeren Verteidigers von Benghazy, aber jeder glaubte doch mindestens ihm gleichzustehen. Als vor zwei Jahren die wichtige Frage der Neubefestigung von Adrianopel erwogen wurde, hielt sich, trotzdem ich einige Jahre als Chef des deutschen Ingenieurkorps gewirkt und unter meiner Leitung die großen Neubauten begonnen worden waren, ein junger türkischer Generalstäbler für verpflichtet, mich darauf aufmerksam zu machen, daß meine Ansichten veraltet seien, und daß man feste Plätze heute nur noch durch bewegliche schwere Artillerie verteidige. Andere verwiesen mich auf Oberst

Schwartes Buch über den Festungskrieg mit der Lehrfestung Wittenberg. Sie müsse auf Adrianopel angewendet und dieses das türkische Metz werden. Darüber, daß die Musterfestung nach einem flüchtigen Überschlag mit ihrer Ausrüstung etwa 120 Millionen Mark gekostet hätte und deren nur 3½ verfügbar waren, daß ferner ihr Ausbau zehn Jahre dauern müßte, aber man nur auf zwei oder drei Jahre Frist bis zum Kriege rechnen dürfe, gingen die Anhänger des „türkischen Metz" zur Tagesordnung über. Wäre es ihnen gelungen, durchzudringen, so hätten die Bulgaren in einem Umzuge von etwa 54 Kilometern um Adrianopel herum nur verlassene Bauplätze, aber kein einziges verteidigungsfähiges Werk gefunden.

Der Gedanke, einer weitausholenden Umfassungsbewegung des Feindes durch einen schnellen, energischen Offensivstoß zu begegnen, ist in der Theorie durchaus richtig, zur praktischen Ausführung aber gehören entschlossene Führer und sehr manövrierfähige Truppen. Sodann ist ein Kriegstheater nötig, das schnelle Bewegungen und eine rasche Entscheidung gestattet. Alle diese Vorbedingungen fehlten hier.

Der Mangel an Augenmaß für das Erreichbare, das Sichverlieren in phantastischen oder rein theoretischen Spekulationen ist keineswegs nur ein Bildungsfehler. Er scheint in der ganzen Disposition des orientalischen Geistes zu liegen; denn man findet ihn nicht bloß in der Armee, sondern auch auf anderen Gebieten öffentlicher Tätigkeit wieder. Das Naheliegende, Einfache genießt kein Ansehen. Durchweg werden Pläne zu groß, ohne richtigen Zusammenhang mit dem praktischen Bedürfnis und ohne sorgfältige Prüfung der gegebenen Bedingungen entworfen. Die Mittel sind dann früh zu Ende, und das Angefangene bleibt liegen. Die vielen unvollendeten Unternehmen aller

Art legen dafür Zeugnis ab, obschon nicht zu leugnen ist, daß die neuere Zeit darin eine Wendung zum Besseren gebracht hat. Auch im Heerwesen ist die Geringschätzung des Einfachen, der mühevollen Kleinarbeit kennzeichnend. „Wir sind ein Herrenvolk und darum hierfür nicht beanlagt" — in dieser Antwort eines sehr begabten jüngeren türkischen Offiziers, der in Deutschland gedient hatte, liegt etwas Wahres. Der Türke kann den alten Erobererstolz und die Eroberersorglosigkeit nicht vergessen. Auf die guten Eigenschaften und den vortrefflichen Willen des gemeinen Mannes bauend, vernachlässigen die Führer nur zu leicht die Sorge für die Truppe. „Bei uns weiß der Soldat, daß er hungern muß, wenn der Krieg beginnt" — damit ist die unbequeme Sorge für den Verpflegungsdienst schon oftmals abgetan worden. Es scheint, daß in dieser Beziehung sogar gegen früher eine Verschlechterung eingetreten ist und das höhere Offizierkorps sich mit dem Anwachsen formaler Generalstabsbildung weiter vom Boden des realen Lebens entfernt hat. So ist man denn diesmal mit den Zumutungen an die Ertragungsfähigkeit und Bedürfnislosigkeit der Truppe über alles richtige Maß hinausgegangen und hat die Auflösung heraufbeschworen. Magazine scheinen in hinreichender Zahl von der Armeeführung angelegt worden zu sein. Aber es fehlte die Verbindung zwischen ihnen und den Truppen.

Für den Bewegungskrieg gebrach es auch an einer einigermaßen erfahrenen mittleren und unteren Führung, die nicht wie die obere durch Studium erworben werden kann, sondern nur durch praktische Übung. Dazu hatten die regelrechten Exerzitien der kleineren Truppenverbände und die Prüfung ihrer Führer in diesem Fache gefehlt — die alljährliche Besichtigung der Kompagnien, Bataillone,

Regimenter, Brigaden, die bei uns für die Laufbahn des Offiziers entscheidend sind. Die besten Armee-, Korps- und Divisionsbefehle sind wirkungslos, wenn Brigaden, Regimenter und Bataillone sich nicht mit der nötigen Schnelligkeit und Sicherheit zu entwickeln vermögen. Das trat auch bei dem Armeemanöver von 1910 hervor, und meine Absicht war es damals, 1911 noch einmal wiederzukommen, um ein Beispiel von unserer Art der Truppenbesichtigung zu geben. Ich fühlte jedoch schon deutlich heraus, daß die jüngere militärische Welt — nicht etwa meine ehemaligen Zuhörer, wohl aber deren Schüler — den alten Lehrmeister auf gute Art loszuwerden wünschten, um ihr Heil selbst zu versuchen. Der Prozeß war ein ganz natürlicher und psychologisch völlig verständlich — aber dennoch wohl noch verfrüht. Aus dem Besuch ist nichts mehr geworden.

Ungünstig hat auf die Führung auch ein Umstand eingewirkt, der wenig bekannt ist — der Erlaß des 1909 auf Betreiben von Komiteeoffizieren durch das Parlament angenommenen Gradregulierungs- (Tesviyé-) Gesetzes. In Sultan Abdul Hamids letzten Regierungsjahren hatte der mit der Verleihung militärischer Grade an Günstlinge des Hofes getriebene Unfug den Höhepunkt erreicht. Ganz junge Leute ohne jede soldatische Bildung oder Verdienste bekleideten den Rang von Brigade- und Divisionsgeneralen; die Zahl der Stabsoffiziere war Legion und stand in gar keinem Verhältnisse zum Bedarf. Eine Neuordnung war notwendig, sollten fernerhin die Rangverhältnisse in der Armee ernst genommen werden.

Hätte man, wie in Frankreich nach dem Kriege von 1870/71, eine aus angesehenen Generalen zusammengesetzte Kommission mit der Neuordnung der Grade betraut, so

wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen. Jungtürkischer Radikalismus und unberechtigtes Mißtrauen gegen die höher Gestellten ließen es zu dieser einfachen Maßregel nicht kommen. Jeder Mißbrauch sollte verhütet werden. Von der Armeekommission der Deputiertenkammer wurde ein schwer verständliches Exempel festgestellt, demzufolge, je nach den in den einzelnen Gradstufen verbrachten Dienstjahren, für jeden Offizier der Armee der Dienstgrad neu herausgerechnet werden sollte, der ihm zukam. Eine Fülle von Sonderbestimmungen erschwerte die Übersicht. Einige davon waren im Gegensatz zum Grundgedanken wohl bestimmt, die Interessen von Parlamentsmitgliedern und ihren Freunden zu wahren. Am Ende kamen bei der Umrechnung die widersinnigsten Resultate zum Vorschein. Vor allen Dingen fehlte jede Rücksicht darauf, daß die Inhaber der neu verteilten Grade auch die Eignung für diese haben mußten.

Ein Teil der befähigtsten Generale, die wegen ihrer Verdienste schnell emporgestiegen waren, wurde ebenso herabgesetzt wie das Heer der Hofgünstlinge und verlor seine Kommandos — so unter anderen Mahmud Moukhtar, der damalige kommandierende General der ersten Armee, und Pertev, Divisionsgeneral im Generalstabe, der zuvor schon Unterstaatssekretär im Kriegsministerium gewesen war. Beide mußten ihre Stellen räumen und erhielten wieder Oberstenrang.

Dafür erwarben eine Reihe von Persönlichkeiten, die irgendwo ein halbvergessenes Dasein führten, und an die niemand mehr gedacht hatte, vermöge langer Dienstzeit ein gesetzliches Anrecht auf hohe Kommandoposten, an deren Erreichung sie selbst nie gedacht, und für die sie weder geeignet noch vorbereitet waren.

Gelang es nun auch noch beim Kriegsausbruch, die allerersten Stellen mit den fähigsten Leuten zu besetzen, so war dies doch weiter hinab nicht mehr möglich, und die Launen des Tesviyé-Gesetzes entschieden, in wessen Hände die größeren Untereinheiten des Heeres gerieten. Hier ist denn auch zum großen Teil ein völliges Versagen der Befehlsführung in immerhin noch sehr wichtigen Rangstufen eingetreten.

Für den Gedankenflug der Armeeführung fehlte also das Werkzeug, ja, es wurde nicht einmal erkannt, daß es fehle. Statt Krieg zu führen, führte man ein Kriegsspiel mit Truppen durch, und das konnte nur zum Unheil ausschlagen; denn Menschen sind keine Schachfiguren.

Dies Entfernen von der Wirklichkeit enthält übrigens auch für uns eine Warnung. Es schleicht sich unvermerkt im langen Frieden, wo theoretische Studien die Wirklichkeit vertreten und die Beschaffenheit der Truppen, welche von der Phantasie auf dem Plane bewegt werden, keine Rolle spielt, unvermerkt die Gewohnheit ein, an alle die gleichen Anforderungen zu stellen. Das kann in unserer Zeit, wo Reserve-Korps und -Divisionen schon beim Kriegsbeginn in erster Linie verwendet werden, leicht zu falschen Voraussetzungen führen, die sich durch bittere Enttäuschungen rächen würden.

Ähnliche, auf theoretischem Radikalismus beruhende Gründe haben zum großen Teil auch die Verwirrung verschuldet, die bei der Mobilmachung zum Vorschein kam. So gefährlich es in der politischen Lage der Türkei auch war, an den Schutzmaßregeln des Reiches zu rühren, hatte die Regierung sich doch 1911 entschlossen, eine neue Armeeeinteilung für das ganze Reich einzuführen. Aus den alten 7 Ordus (Heeren) wurden 14 Armeekorps meist

zu 3 Divisionen und 5 selbständige Divisionen. Dazu kamen noch 56 Redif- (Landwehr-) Divisionen. Die Brigadeverbände fielen fort, die Regimenter wurden anders zusammengesetzt, kurz, bis hinab auf die Bataillone und Landwehrbataillonsbezirke sämtliche alten Verbände aufgelöst und neue hergestellt. Dies aber geschah trotz ernster Warnungen für das ganze weite Reich mit einem Schlage, statt nach und nach, so daß sich immer nur ein kleiner Teil des Heeres im Übergangsstadium befunden hätte, wenn plötzlich ein Krieg ausbrach. Wie mit einem großen Schwamm wurde die alte Armeeeinteilung von der Karte gewischt und eine neue hineingezeichnet. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß diese eben nur erst auf dem Papier stand, als mobil gemacht wurde und man nun zu vielen Improvisationen greifen mußte. Aber auch das Kriegsministerium selbst, namentlich die Armeeverwaltung, war neu, da nach Mahmud Schewkets Sturz alles geändert und gerade die letztere nach dem ehemaligen französischen Muster aus der Zeit vor dem russischen Kriege eingerichtet wurde. Zur Einarbeitung hatte ihr natürlich die Zeit gefehlt. Augenscheinlich ist der Glaube, daß die Friedenspolitik der Großmächte den Krieg noch für lange Zeit hinausschieben werde, bis zur letzten Stunde unerschüttert geblieben. Man hat dabei vergessen, daß eine rein passive Politik am Ende zum Verlust jeder Autorität führen muß und auch der kleinste Gernegroß durch sie ermutigt wird, den eigenen Weg zu gehen. Klang es doch der Welt wie ein beabsichtigter Hohn, als König Nikolai von Montenegro eine halbe Stunde, ehe er den Besuch der Gesandten mit der Friedensmahnung empfing, den Krieg an die Türkei erklärte. —

Ein beachtenswerter Beweggrund läßt sich für die

unglücklichen militärischen Maßregeln, zumal bei der Westarmee in Mazedonien, anführen, und er soll nicht unbeachtet bleiben. Diese war für ihre Aufgabe numerisch viel zu schwach. Da die türkische Flotte keinen Versuch machte, sich nach dem Friedensschlusse mit Italien der Herrschaft über das Ägäische Meer zu bemächtigen, so konnte sie auch nicht mehr rechtzeitig verstärkt werden. Die Eisenbahn von Dedeagatsch nach Saloniki, welche die Verbindung mit dem östlichen Teil der europäischen Türkenherrschaft herstellte, war wenig leistungsfähig, bald auch unterbrochen. Um so mehr schien es geboten, die Kräfte zusammenzuhalten. Nur bei Janina und Skutari, die, ihrer Lage nach, darauf angewiesen waren, sich selbständig zu behaupten, mußten gesonderte Heeresteile belassen werden. Trotzdem scheint eine heillose Zersplitterung der Kräfte stattgefunden zu haben, und der Widerstand ist an allen Punkten zugleich aufgenommen worden. Das erinnert an den russisch-türkischen Krieg vor 35 Jahren, wo, zur Zeit des Falles von Plewna, nicht weniger als 130 türkische Bataillone in Bosnien, der Herzegowina und an den Grenzen Serbiens und Montenegros untätig zerstreut standen. Wenn diese 130 Bataillone zu einer Entsatzarmee versammelt worden wären, so konnte Plewna gerettet und der Belagerer bis an die Donau zurückgedrängt werden. Danach hätte sich der Streit mit den schwächeren Gegnern von selbst geregelt.

Aber der nämliche Grund hat beide Male von der allein richtigen Maßregel abgehalten. Die Erfahrung lehrte die Türken, daß jedes von ihnen in Europa einmal aufgegebene Gebiet auch für immer verloren war. Hinter den abziehenden Truppen wurde die nicht flüchtende muselmanische Bevölkerung niedergemacht, und das Interesse an einer

Wiedereroberung schwand damit. Das verführte dazu, den Bitten von Behörden und Einwohnern um Schutz nachzugeben und Streitkräfte hier und dort mit der örtlichen Verteidigung zu beauftragen, die dann an entscheidender Stelle fehlten. Osman Paschas verzweifelter Durchbruchsversuch am 10. Dezember 1877 scheiterte hauptsächlich daran, daß er die mohammedanische Bevölkerung Plewnas mit ihren Ochsenkarren und armseligem Hausgerät zwischen die beiden zum Durchbruch bestimmten Divisionen aufnahm und, infolge ihrer Saumseligkeit bei der Versammlung, es der hinteren Division unmöglich gemacht wurde, die vordere rechtzeitig zu unterstützen.

Gewiß ist das Mitgefühl mit gefährdeten Stammes- und Glaubensgenossen kein hinreichendes Motiv, um das Schicksal von Heer und Staat aufs Spiel zu setzen, aber es ist doch immer noch unter den Motiven das entschuldbarste und menschlich vollkommen begreiflich.

III.

Dies wären der Hauptsache nach die äußeren Ursachen, welche die bisherigen türkischen Niederlagen erklären; doch sie allein genügen nicht. Sie können nur das taktische und strategische Mißgeschick verständlich machen, nicht aber den moralischen Zusammenbruch, der sich in der Art und Weise ausdrückt, wie das Heer geschlagen wurde. Paniken, die sich wiederholt bei der Ostarmee eingestellt haben, das Auseinanderlaufen ganzer Truppenteile, ohne daß überhaupt ein ernsterer Kampf vorher stattgefunden hatte, sind in der türkischen Armee, von wenig Ausnahmen, wie Nisib, abgesehen, bisher nicht vorgekommen. Das ruhige, phlegmatische Temperament zumal des mohammedanischen Orientalen widersteht im allgemeinen den Wirkungen des

Massenschrecks vortrefflich. Man darf nur die türkische Bevölkerung einmal beim plötzlichen Hereinbruch großen Unglücks, einem der häufigen Riesenbrände, einem Schiffszusammenstoß oder ähnlichen Ereignissen beobachtet haben, und man wird es doppelt unbegreiflich finden, daß Tausende ohne sichtbaren Grund Waffen und Gepäck von sich warfen, um dem Feinde den Rücken zu kehren, der nicht einmal verfolgte.

In der tollen Rückzugsnacht nach Jena und Auerstädt haben sich bei den preußischen Truppen Szenen ereignet, an die sich selbst ein Mann von so starker Seele wie Gneisenau noch nach langen Jahren nur mit Schrecken erinnerte. Aber man darf nicht vergessen, daß sie, hungrig und erschöpft, eben einen blutigen Schlachttag hinter sich hatten, während dessen sie an manchen Stellen im Feuer auf die Hälfte ihres Bestandes, ja auf weniger zusammengeschmolzen, daß sie neunzehn ihrer Generäle tot oder schwer verwundet vom Pferde hatten sinken sehen und erst der Mangel an jeder Führung sowie das Zusammenströmen zweier zurückkehrender Heeresgruppen die Ordnung gelöst hatten. Das sind Umstände, die am Ende auch einen gesunden Stamm brechen, wie es selbst mit Napoleons Veteranen nach Waterloo geschah.

Diese erklärenden Nebenumstände fehlten hier, und doch hat es sich um Söhne eines bisher im Rufe besonderer Tapferkeit stehenden Volkes gehandelt.

„Als letztes Wort aber drängt es mich, noch einmal meiner hohen Bewunderung für die soldatischen Vorzüge der türkischen Armee Ausdruck zu geben. Unverzagt im Unglück, klaglos unter den furchtbarsten Leiden, guten Muts in jeder Lage zeigten Offiziere wie Gemeine während des ganzen Feldzuges den Charakter wahrer Helden," — so

urteilt ein völlig unparteiischer Gewährsmann, der englische Arzt Dr. Ryan, nach den Erfahrungen des russischen Krieges [1]), und ein Landsmann von ihm äußerte sich im jetzigen Balkankriege: „Es ist verhältnismäßig leicht, einen Panegyrikus auf den ‚Elan' von Soldaten zu schreiben, die von der Flut des Sieges getragen werden, aber was soll man von denen sagen, die während Abdullahs furchtbarem Rückzug gestorben sind? Was von denen, die den bitteren Kelch leeren mußten, in den noch die Galle der Demütigung getan wurde? Ich war Zeuge ihres Leidens und nahm teil an ihren Entbehrungen während ihrer Niederlagen. Sie sind tot. Ich lebe. Als ich aber mit Abdullahs fliehender Armee eingepfercht war, da wußte ich, daß kein einziger dieser Soldaten gezögert hätte, sein Leben für das meinige hinzugeben, und doch war ich ein verhaßter Giaur. Jeder Soldat war während dieses entsetzlichen Rückzuges zehnmal ein Held. Tausende von diesen braven Burschen wurden den Notwendigkeiten des Krieges geopfert. Verödete Heimwesen in Anatolien und in der europäischen Türkei werden über ihren Untergang wehklagen. Sie schlafen dort auf der weiten thracischen Ebene den letzten Schlaf. Möge Allah, der Mitleidige, erbarmenden Auges auf seine toten Kinder blicken und ihre Seelen im Paradies empfangen. Mag der ungestüme, beißende Wind, der stets durch die thracische Ebene fegt, fein säuberlich über die Asche dieser gefallenen Helden fahren."

Die deutschen Offiziere, die dem Rückzuge beiwohnten, sind desselben Lobes für die Eigenschaften der Mannschaft

---

[1]) Dr. med. Ryan, Unter dem roten Halbmond. Stuttgart, Robert Lutz. S. 376.

voll. Er ging regellos, ohne jede Leitung, mehr wie eine Völkerwanderung als ein Heereszug vor sich. Die ermatteten, halbverhungerten Soldaten blieben vielfach entkräftet im aufgeweichten Rübenboden Thraciens stecken und endeten lautlos, wo sie niedersanken. Die anderen schleppten sich weiter, zwischen ihnen Flüchtlinge mit ihren Wagen, Lebensmitteln, dem geringen Hausrat, Vorräten und Vieh. Nichts wurde von den Verhungernden angetastet, kein Haus von den Halberfrorenen betreten. „Jede europäische Dame hätte sich im Zuge befinden können, ohne Gefahr zu laufen," erzählt ein Augenzeuge. „Kein Exzeß, keine Widersetzlichkeit kam vor. Still legten sich die Leute an der Straße nieder, wenn der Abend kam; mit einem leisen Gebet erhoben sie sich am Morgen, um den Todeszug fortzusetzen."

Wenn solche Tugenden nicht mehr standhalten, so muß eine Ursache vorliegen, die auf dem Gebiete der Völkerpsychologie zu suchen ist. Sie wird dem Fremden schwer verständlich zu machen sein und auch von demjenigen, der das türkische Volk kennt, mehr geahnt, als genau erkannt werden. Ich selbst habe nie Gelegenheit gehabt, die Haltung der türkischen Armee im Kriege zu beobachten, wohl aber immer nur Gutes darüber gehört. Dennoch teilte mir ein deutscher Beobachter, der Ghazi Achmed Moukhtars Feldzug in Armenien mitgemacht hat, die merkwürdige Wahrnehmung mit, daß die brave Truppe, die dort unausgesetzt und bis dahin siegreich gegen Übermacht gefochten hatte, in einem bestimmten Augenblick, ohne daß die Umstände fühlbar dazu gedrängt hätten, die Siegeshoffnung aufgab und die zäh behaupteten Stellungen am Aladja Dagh bei Kars plötzlich verließ. Das war am 15. Oktober 1870 geschehen. Der Fatalismus des türkischen

Soldaten, der ihn in der Gefahr lange aufrechterhält, scheint doch die Gegenwirkung zu üben, daß er, wenn er glaubt, daß ihm der Erfolg von Gott nicht beschieden sei, sich in das Unvermeidliche ergibt, statt gegen das hereinbrechende Schicksal weiter anzukämpfen. Eine ähnliche Erscheinung ist es, wenn man die brave und willige Mannschaft, die große Beschwerden standhaft erträgt und bedeutende Anstrengungen aufbietet, unerwartet vor einem Hindernis haltmachen sieht, dessen Überwindung ihr unmöglich erscheint, ohne es in Wirklichkeit zu sein. „Olmass!“ — „Es geht nicht!“ wird dann zu einem verhängnisvollen Wort, über das sie nicht hinwegkommt. Es fehlt ihr die unermüdliche Hartnäckigkeit, die beispielsweise dem Bulgaren eigen ist, von dem ein sehr bezeichnendes Sprichwort sagt: „Der Bulgar hetzt den Hasen auf seiner Araba[1]), und er endet damit, daß er ihn fängt.“ Der intensive Wille zum Siege mag trotz des alten Erobererstolzes, dessen Nachklang auch heute noch jedes Mohammedaners Seele schwellt, doch gebunden sein durch die Vorstellung von dem Verhältnis des göttlichen Willens zu seinem Tun.

Die Umwälzung von 1908 hat in dieser Hinsicht im moslimischen Volke eine weitgehende Veränderung hervorgerufen. Das Neue, das sie schuf, obwohl es nach dem langen und harten hamidischen Drucke mit heller Freude begrüßt wurde, kam doch zu unvermittelt, um ganz erfaßt zu werden und an Stelle der alten, im Gemüt wirkenden Triebfedern andere gleich starke erstehen zu lassen. Das Gebot des Padischah und der Gedanke, gegen die Feinde des Glaubens zu kämpfen, hatte bis dahin den türkischen Krieger vorwärts getragen und noch vor fünfunddreißig

---

[1]) Der Ochsenkarren mit Blockrädern.

Jahren Heldentaten bewirkt wie die Verteidigung Plewnas, Lowczas, die Stürme auf den Schipkapaß und anderes. Mit der Einführung der Konstitution war der bis dahin allmächtige Wille des Padischah für das Bewußtsein des Volkes weggewischt; man hörte seine Stimme nicht mehr, und es fehlte das alle Gläubigen anfeuernde und führende Wort. Das hat die Massen verwirrt, zweifelnd gemacht und ihnen das Vertrauen geraubt.

Es mag dahingestellt bleiben, ob das Experiment, das in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Midhat Pascha und vor ihm schon Ali und Fuad, die letzten wahrhaft bedeutenden Großveziere, begannen, nämlich aus dem alten islamitischen Erobererreiche einen modernen ottomanischen Staat, gleichsam eine zweite Auflage des byzantinischen Kaisertums, zu machen, überhaupt zu verwirklichen ist oder nicht. Jedenfalls blieb den Jungtürken bei ihrer Erhebung nichts anderes als die Wiederaufnahme desselben Gedankens übrig. Das Wort „Konstitution" hatte im Augenblicke eine geheimnisvoll wirkende Kraft für die Volksmassen gewonnen; sie versprachen sich davon das Heil der Zukunft, und es war kein anderes da, das zur Losung hätte gewählt werden können.

Es ist ihnen kein Vorwurf daraus zu machen, sondern nur aus der rein mechanischen Auffassung, aus der radikalen Art, wie sie an seine Verwirklichung gingen. Der Versuch, im Handumdrehen das despotisch straff regierte Völkergemisch hinüberzuleiten in den zentralistisch-konstitutionellen Musterstaat, war das von der Überschätzung der eigenen Kraft und geistigem Dünkel geborene Vergehen am Staatswesen.

Die Überführung hätte am ehesten vorgenommen werden können durch ein gut geleitetes Eingreifen des

Padischah. Sultan Mehmet V., ein wohlmeinender Mann ohne die Monomanien seines nach natürlicher Anlage weit bedeutenderen Vorgängers, hätte, von einem kleinen Kreise tüchtiger Männer umgeben, das Werk vielleicht vollbringen können, wenn man ihm die notwendigen Machtbefugnisse gelassen haben würde.

Ein neues Ideal hätte das des Glaubensstreiters ersetzen müssen, sei es der Stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit, sei es die Vaterlandsliebe. Beides war gleich schwer. Die historische Erinnerung, die den Griechen, auch den heutigen, erfüllt und über sich selbst hinaushebt, ist dem Türken etwas Fremdartiges. Unter Sultan Abdul Hamid war es eines Tages nahe daran, daß aller Geschichtsunterricht überhaupt abgeschafft wurde, weil von Revolutionen darin die Rede war. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Boden, auf dem wir leben, wie es uns beseelt, ist nicht minder unbekannt. Vaterlandsliebe kann dort nicht erwartet werden, wo der Sprache sogar das Wort „Vaterland" fehlt und ein Fremdwort, das arabische „Vatan", dafür eingesetzt werden muß. Wir Deutschen im türkischen Dienste machten uns den Unterschied im Volksempfinden zum ersten Male 1885 klar, als wir die Gleichgültigkeit wahrnahmen, mit der die Losreißung Ostrumeliens in Konstantinopel aufgenommen wurde, die uns, die Gäste und Freunde des Volkes, mehr erregte als die Einheimischen.

Nur eine Reihe großer Volkserzieher und eine geschlossene Einheit der kleinen rührigen Partei, welche die Rettung und Wiederbelebung des Landes auf ihre Fahnen geschrieben hatte, würde die innere Umwandlung, die jenem nötig war, haben vollbringen können. Die neu geschaffene ottomanische Nation hätte sich gänzlich umdenken müssen,

wenn sie für den modernen Staat passen wollte. Das rein Persönliche hatte bis dahin seit Jahrzehnten ganz im Vordergrunde gestanden. Es war der alleinige Ausgangspunkt für alles Urteilen und Empfinden gewesen. Gut war, was der eigenen Person vorteilhaft erschien und dem Padischah genehm war, böse, was ihm mißfiel und nicht dem eigenen Vorteil diente. Abdul Hamid hatte es versucht, sich selbst zum alleinigen Mittelpunkt für alles Fühlen und Denken seiner Untertanen zu machen. Er duldete keine Götter neben sich. Vaterland war ein verbotener, Nation sogar ein strafbarer Begriff, der Glauben an individuelle Rechte fast schon offene Auflehnung.

Dies rein Persönliche in der Denkungsart sollte sich nun in die Hingebung an etwas Abstraktes, das Staatswohl, umwandeln; das hätte jedenfalls einer geraumen Zeit bedurft. Einstweilen kam das, von einer geringfügigen Minorität der Gebildeten beherrschte Volk nur mit dem eigenen Empfinden in Verwirrung, wußte nicht wohin, ward mit sich selber uneins und entbehrte des Halts. Die unerquicklichen Parteistreitigkeiten im Parlament geben ein deutliches Bild davon.

Dazu kam sehr bald die Enttäuschung über die praktischen Wirkungen der neuen Staatsform. Man tut der jungtürkischen Regierung unrecht, wenn man jetzt nichts Gutes an ihrem Wirken läßt. Sie hat in verhältnismäßig kurzer Zeit viel Beachtenswertes geschaffen; sie hatte auch den redlichen Willen dazu. Gerade, wer längere Zeit unter dem alten Regime in der Türkei gelebt hat, empfand das bei einer Wiederkehr am lebhaftesten. Zahlreiche Hemmungen und Plackereien waren abgestellt worden, in nicht wenig Dingen Ordnung geschaffen. Schon die Regelmäßigkeit der Gehaltszahlungen, ein Idealzustand, von

dem der türkische Offizier und Beamte ehedem kaum zu träumen wagte, wurde hergestellt, die Flut der Sinekuren abgeschafft, Offizierkorps und Beamtentum vermindert und gereinigt.

Verkehrserleichterungen fanden statt, der Straßenbau wurde rüstig in Angriff genommen, der Eisenbahnbau wieder belebt. Die Staatseinnahmen stiegen, und wenn sie das Gleichgewicht im Budget nicht herzustellen vermochten, so rührte das zum großen Teil davon her, daß der Staat seinen Verpflichtungen nachkam, was er vordem häufig nicht tat. Aber es wurde doch endlich ein ernsthafter Staatshaushalt aufgestellt und auch danach gewirtschaftet.

Das alles ist natürlich heute vergessen; man gewöhnt sich an das Gute sehr schnell und erinnert sich nicht mehr, daß man es noch vor kurzem als Wohltat empfand.

Freilich zeigte das neue Regime auch Schattenseiten. Die Soldzahlungen waren regelmäßig geworden, aber aus übertriebener Sparsamkeit zugleich auch sehr kärglich. Kriegssteuern und allerlei andere Abzüge minderten sie noch mehr herab. Die alte Behaglichkeit im Dienstbetriebe hörte auf. Es wurde überall mehr verlangt. An Stelle der Günstlingswirtschaft des Hofes trat bald eine solche der Parteigewaltigen. Die geheime Nebenregierung, die früher die Palaisspitzel führten, wurde ersetzt durch eine solche der Komitee-Kommissare. Sie sollen fast denselben Terrorismus ausgeübt haben wie jene. Die Freude am Wahlrecht wurde vergällt durch rücksichtslose Beeinflussung oder gar Vergewaltigung der Wähler. Die erhoffte Verminderung der Steuerlasten trat nicht ein; die Vorteile der Neuordnung machten sich eher in den größeren Städten als auf dem platten Lande fühlbar.

Auch der Nativismus, der sich stark regte, richtete manches Unheil an, wie in der Verwaltung der Mekkabahn. Das Streben, die Fremden überall zu verdrängen, war erheblich verfrüht, da man sie noch nicht zu ersetzen vermochte.

Vor allen Dingen aber hatte sich in der Menge, nach den Leiden und der Bedrückung der alten Zeit, eine weit übertriebene Vorstellung von dem zu erwartenden Segen des neuen Regime festgesetzt, die gar nicht in Erfüllung gehen konnte, und der nun die bitterste Enttäuschung und Unzufriedenheit folgen mußte. Dies wirkte um so schmerzlicher, als sich anfangs alles so gut angelassen und vollzogen hatte.

Dazu kamen die unaufhörlichen Aufstände in den Provinzen, die inneren Unruhen, die häufigen Kabinettswechsel.

Wenn sich der Wunsch nach der Rückkehr zum überwundenen alten Regime auch nur in einzelnen Gemütern insgeheim geregt haben mag, so war derjenige nach kräftiger Herrschaft durch eine Militär-Diktatur weiter verbreitet. Aber sie blieb aus. Es fehlte der Mann dazu. Mahmud Schewket Pascha, der sie am ehesten hätte aufrichten können, wollte, bei der Reinheit seines Charakters, Ehrgeizigen in den nachwachsenden Generationen kein schlechtes Beispiel geben.

Die Volksstimmung war unter diesen Umständen gerade nicht geeignet, die Grundlage für einen mannhaften und geschlossenen Widerstand gegen einen von außen hereinbrechenden Sturm zu erzeugen. Der alte Pessimismus kehrte zurück. Es hätte einer starken Hand am Staatsruder und einiger Jahre der Ruhe bedurft, um ihn auszurotten. So aber waren die Leute der unaufhörlichen

Störungen, der Einberufungen, der fortwährenden Opfer müde. Sie hatten der Lasten und des Kampfes genug getragen und sehnten sich erschöpft nach deren Ende.

In der Armee hatte die Ausnahmestellung des Expeditionsheeres von 1909 Unzufriedenheit erregt. Mit Recht oder Unrecht wurden die Offiziere der Truppen, die zur Unterdrückung der Meuterei herbeigeeilt waren, von ihren Kameraden der Überhebung angeklagt und beschuldigt, sich, trotz aller einschränkenden Bestimmungen des Tesviyé-Gesetzes, Bevorzugungen zu verschaffen, die anderen verschlossen blieben. Die Klagen führten dazu, nach Wegen zu suchen, um gleiche Rechte mit den Bevorzugten zu erobern, sei es durch Anlehnung an einflußreiche Komiteemitglieder, sei es durch Zusammenschluß untereinander, wie in der oft genannten Offiziersliga, deren Bedeutung stark übertrieben worden ist.

Die trotz aller Einwirkung von oben, trotz eines am Ende sogar dagegen erlassenen Gesetzes nicht enden wollende Beschäftigung der Offiziere mit innerpolitischen Angelegenheiten, der man in Europa alle Schuld an dem Unglück der Armee gegeben hat, ist weit übertrieben worden. Es hat sich vor dem Feinde äußerlich nichts davon gezeigt. Daß politische Zwistigkeiten unter Generalen und Offizieren sich in der Führung der Truppen geltend gemacht hätten, ist nirgends bekannt geworden.

Das Schädliche waren die Nebenerscheinungen, nämlich die Schwächung der Autorität im Heere und die Ablenkung des Interesses von den soldatischen Pflichten.

Erscheinungen wie die, daß Offiziere die Stellungen nicht antraten, die ihnen zugewiesen waren, daß ganze

Gruppen durch den Mund der Kommandeure sich gegen dies oder jenes von der Regierung Verlangte aussprachen, lehrten, wie schlimm es in letzter Zeit mit der Autorität bestellt war, und von ihr hängt, zumal bei ausbrechendem Kriege, alles ab. Autorität allein erzeugt Vertrauen, und eine Armee ohne Vertrauen auf ihre Führer, hoch und niedrig, ist verloren. Der Mangel daran, der sich in die Armee eingeschlichen hatte, noch ehe der erste Schuß fiel, hat am unglücklichen Verlauf der Schlachten und den entstandenen Paniken ohne Zweifel mehr Schuld getragen als die politischen Meinungsverschiedenheiten.

Das zweite Übel war die nicht erst neuerdings, sondern schon von alters her eingerissene Gleichgültigkeit gegen den militärischen Erfolg, die durch die Beschäftigung mit der Politik wohl eine gewisse Verstärkung erfahren haben mag. Unter Sultan Abdul Hamid galt er gar nichts. Im Gegenteil machte sich der tüchtige Soldat leicht durch seine Leistungen verdächtig. Die dreißigjährige erzwungene Untätigkeit hatte am Ende in der älteren Generation eine vollständige Interesselosigkeit gegenüber dem Dienste und gegenüber der eigenen Truppe hervorgerufen. Man schätzte allenfalls die Kunst des Krieges, aber nicht die soldatischen Tugenden, und das ist immer der Anfang der Auflösung.

Die Anregungen des neuen militärischen Lebens weckten wohl die Neigung dafür in den jüngeren, nicht aber, wenigstens nicht hinreichend, in den älteren Schichten des Offizierkorps.

Der rein soldatische Ehrgeiz, der seine Freude an überwundenen Schwierigkeiten, an ausgestandenen Anstrengungen und tüchtigen Leistungen hat, auch wenn ein sofortiger Lohn nicht folgt, war leider aus dem Heere geschwunden — und ihn zu wecken, reichen wenige Friedensjahre nicht

hin. Auch das Tesviyé-Gesetz hatte auf militärische Leistungen und Befähigung keinen Wert gelegt, sondern höchstens auf Dauerbarkeit und Geduld im Ertragen der Dienstjahre.

So fehlte im Heere der energische Trieb zu Taten, der Wille zum Siege, der gesunde Stolz auf seine Tüchtigkeit, und dem Volksgeiste das Vertrauen. Durch die rein passive Tapferkeit und die Geduld im Ertragen aber können diese Mängel nicht ersetzt werden.

Dennoch kann man nur mit einem Gefühl tiefer Trauer dem Auflösungsprozeß zusehen, der sich an der jungtürkischen Armee vollzog, in der die Keime zum Guten, nach langer Zeit gewaltsam herbeigeführter Erstarrung, gelegt worden waren und erfreuliche Triebe zeigten. Die geschilderten Mängel hätten sich bei vorsichtigem Gebrauch des Heeres noch im Verlaufe des Krieges zum großen Teile beseitigen lassen. Es hätte sich innerlich zu festigen vermocht und zu tüchtigen Leistungen befähigen können, wenn ihm nicht gleich eine Aufgabe gestellt worden wäre, die über seine Kräfte ging.

Gewiß würde es zum Ziele gelangt sein, wenn ihm längere Frist zur Vorbereitung beschieden gewesen wäre. Ein immerhin erfreulicher Anfang ist jäh durch das Schicksal unterbrochen worden.

Die in ungewohnter Art und nicht mehr, wie ehedem, in elender Kleidung und Ausrüstung, sondern wohl ausgestattet übenden Truppen zu beobachten, war in den letzten Jahren die Freude und die Hoffnungsquelle für das von so vielem Ungemach bedrängte türkische Volk. An seinen Siegen hätte es sich wieder aufrichten können. Daß es

im Heere von allen Zweigen des Staatswesens am besten herging, war niemand zweifelhaft und das Lob auch verdient. Daß alles, was in kurzer Zeit hatte geschehen können, noch nicht genug in die Tiefe ging, um das Reich gegen einen Sturm von außen zu schützen, entzog sich dem Urteil der Nichteingeweihten. Aber sie wiegten sich auch in den naiven Glauben, daß einem redlich strebenden Volke, das sich emporarbeiten will, die Zeit zum Vollbringen gegönnt sein müsse. Sie rechneten auf Gerechtigkeit und Rücksicht der Nachbarn, auf das Wohlwollen der Großmächte. Vergessen wurde dabei die Lehre, daß die Welt nur gerecht gegen den Starken, nur rücksichtsvoll gegen den Gefürchteten ist, und daß diplomatisches Wohlwollen noch nicht zu tatsächlichem Beistande verpflichtet, — eine heilsame Lehre für alle diejenigen, welche das Schicksal der Staaten vom moralischen Recht und nicht vom Gebrauche seiner Kraft abhängig machen möchten.

Mitten im ersten Entwicklungsprozeß, gerade als sie sich aus eigener Kraft zum Guten emporzuarbeiten begann, nicht im Zustande träger Versumpfung, ist die türkische Armee durch einen Anfall von vier Seiten her überrascht worden. Das war ein ungewöhnliches Mißgeschick. Jedes Land, das sich aus der Stagnation wieder zum Leben hindurchringen will, wird eine Gefahrszeit durchmachen müssen, in der es bereits das Mißtrauen der Nachbarn zu reizen beginnt, ohne schon stark genug zu sein, ihnen siegreich zu widerstehen. Das Unternehmen muß daraufhin gewagt werden. Im Rate der Götter war es beschlossen, daß es diesmal mißglücken sollte.

Anders steht es mit der materiellen Bewertung des Verlustes. Die Türkei wird Konstantinopel und einen

Teil von Thracien als Brückenkopf für die Hauptstadt auf europäischem Boden behalten. Sie kann diesen stark verminderten Besitz auch behaupten und bleibt durch ihn mit der europäischen Kultur in Verbindung. Losgelöst von der türkischen Herrschaft werden Mazedonien und Albanien, ferner Epirus und das bisher noch türkisch gebliebene Thessalien, sowie einige der Inseln im Ägäischen Meere, der Ausdehnung nach ein bedeutender Verlust. Albanien hat der Türkei in früheren Zeiten ein hervorragendes Soldatenmaterial geliefert, die Douanen des im lebhaften Emporblühen begriffenen Saloniki einen nicht unerheblichen Prozentsatz der Einkünfte des europäischen Reichsteiles. Das ist um so schmerzlicher, als nach den ersten Erschütterungen im Gefolge der Umwälzung und den dann geschlossenen Abkommen mit Österreich und Bulgarien niemand mehr an eine so nahe und so schwere Einbuße dachte.

Aber die Lage der Türkei ist zugleich auch eine einfachere geworden. Das schier unlösbare mazedonische Problem, zu dem sich in den letzten Jahren noch ein albanisches gesellt hat, wird von nun ab seine Kräfte nicht mehr in Anspruch nehmen. Es war im Norden die offene Wunde, wie es im Süden die unruhigen Provinzen Arabiens bis vor kurzem noch gewesen sind.

Die unaufhörlichen Kämpfe gegen die von den Nachbarn ausgerüsteten und heimlich unterstützten Parteigänger der verschiedenen miteinander ringenden Nationalitäten fesselten die militärischen Kräfte, die sich daran knüpfenden fortwährenden diplomatischen Schwierigkeiten die intellektuellen der Regierungsmaschine.

Das Stammland der türkischen Herrschaft, Anatolien, mußte jene immer neu hergeben. Es stellte auch die

Hekatomben für Yemen und Assyr. Wenige der Leute, die dorthin gingen, kehrten heim; der Abschied wurde gewohnheitsmäßig als ein Abschied für immer aufgefaßt.

Die leitenden Staatsmänner waren gezwungen, den größten Teil ihrer Zeit und Arbeitskraft europäischen Fragen zu widmen, den bulgarischen, serbischen, montenegrinischen und griechischen Grenzstreitigkeiten und Grenzverletzungen, die nie enden wollten, den Bandenkämpfen mit ihrem Gefolge von Einmischung der Großmächte, von einengenden Abmachungen mit ihnen, Versprechungen und Verpflichtungen aller Art, die am Ende unerfüllbar wurden. Die Pforte war in den Westprovinzen nicht mehr Herr im eigenen Hause. Stellte sie die eine Nationalität zufrieden, so reizte sie damit die andere, die ihre Rechte verletzt glaubte. Sie hat mit anerkennenswertem Geschick das Chaos lange genug in der Schwebe gehalten, ohne daß der befürchtete Kampf aller gegen alle ausbrach. Die unmögliche Aufgabe, es allen Völkerschaften recht zu machen, hätte nur durch einen Krieg gelöst werden können, für den sie selbst den Augenblick wählte und der die unruhigen und ehrgeizigen Nachbarn zur Ruhe gebracht hätte. Für eine solche offensive Politik fehlten aber der Entschluß, die Mittel und die Vorbereitungen. Wie tief die Folgen dieser Zustände sich auch im Heerwesen fühlbar machten, geht aus der Notwendigkeit fortgesetzter militärischer Maßnahmen zur Beruhigung des Landes hervor. Immer wieder mußten fliegende Kolonnen oder auch größere Expeditionen zu diesem Zwecke entsendet werden. Es ist schon angedeutet worden, daß dadurch jede regelmäßige und andauernde Erziehung für den neuzeitlichen Krieg unmöglich gemacht wurde.

Das kann jetzt anders werden. Die christliche Be-

völkerung Anatoliens ist überall in der Minorität und wohnt, von wenigen Distrikten abgesehen, zerstreut in der mohammedanischen Masse. Aufstände sind dort seltener zu befürchten, und wo sie etwa vorkommen sollten, werden sie die europäische Politik weniger berühren, nicht deren unaufhörliche Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reichs hervorrufen. Diesem wird somit die für eine Regeneration notwendige Ruhe zuteil werden.

IV.

Vor fünfzehn Jahren habe ich den Nachweis geführt, daß der Rückbildungsprozeß in der äußeren Gestaltung der türkischen Herrschaft ein natürlicher und in der Geschichte sich oft wiederholender ist[1]). Immer sind erobernde Völker im ersten Anlaufe, getragen von einer großen Idee und geführt von kriegerischen Fürsten, über die natürlichen Grenzen ihrer Kraft hinausgegangen. Sie waren daher nicht imstande, ihre Höchstleistung dauernd aufrechtzuerhalten und die größte einmal erreichte Gebietsausdehnung zu behaupten. Ein Rückbildungsprozeß begann.

Die Gründung des türkischen Reiches geschah aber nicht durch ein in sich geschlossenes Volk, nicht einmal durch einen ansehnlichen Stamm, sondern durch eine kleine kriegerische Horde, die ein kühner Abenteurer führte. Es waren 400 „Zelte“ unter Ertoghrul Bey, aus Chorassen stammend, die in die Dienste des Seldschuckensultans Alaeddin traten, um ihn in den Kämpfen gegen unbotmäßige Vasallen zu unterstützen. 400 Zelte sind nach der

---

[1]) Deutsche Rundschau, 24. Jahrgang, Heft 1, Oktober 1897, S. 95 ff.: „Stärke und Schwäche des türkischen Reiches“.

gewöhnlichen Rechnung etwa 2000 Menschen. Aus so kleinen Anfängen sproßte das große Reich. Ertoghrul wurde Lehnsträger des Sultans; sein Sohn Osman dehnte die eigene Herrschaft aus und setzte sich, als Alaeddin vor einer Mongoleninvasion an den byzantinischen Hof entfloh, an dessen Stelle. Er nannte sich Padischah der Osmanen, schuf damit einen neuen Volksbegriff und begann die Trümmer der Seldschuckenherrschaft zum Teil unter seinem Szepter wieder zu vereinigen. Von nun an trat er auch für den Islam ein, den er als Bindemittel für die unterworfenen Gebiete benutzte. Griechische Lokalfürsten nahmen zuerst den Glauben Mohammeds an. Ihre Hörigen folgten. Das von Osman und seinen Nachfolgern geschaffene Staatswesen war also nicht, wie vielfach angenommen wird, die Fortsetzung der Seldschuckenherrschaft, sondern eine Neuschöpfung auf schmaler, künstlich geschaffener Grundlage. Ein buntes Gemisch von Völkersplittern, die von zahlreichen Eroberungszügen her in Vorderasien zurückgeblieben waren, wurde durch Schwert und Islam erst zu einer einigermaßen homogenen Masse zusammengeschweißt. Je größer die Landstriche wurden, die das osmanische Schwert eroberte, und je mehr sich das Heer von der Wiege seiner Macht, den fast vollkommen islamitisch gewordenen Bezirken Vorderasiens, entfernte, desto dünner wurde der islamitische Einschlag. Viele Landstriche wurden schnell durchzogen; es fehlte die Zeit, sie dem neuen Reiche innerlich fest anzugliedern. Mehr und mehr Gebiet blieb fast unberührt seitwärts liegen und bewahrte sein Christentum, wie Griechen, Serben, Bulgaren, Kutzo-Wallachen und ein Teil der Albaner. In den nördlichen und westlichen Balkanländern traten oft nur die Großgrundbesitzer zum Islam über, um

ihre bevorzugte Stellung zu behalten. Einige Verstärkung erfuhren die Eroberer wohl durch die mohammedanischen Stämme, die von den Byzantinern schon vor der türkischen Eroberung auf der Balkanhalbinsel angesiedelt worden waren. Bei Servia und Kozana im nördlichen Thessalien leben noch heute die islamitischen Konjaris — die Leute von Konia —, Nachkommen seldschuckischer Kriegsgefangener, welche die oströmischen Kaiser dorthin verpflanzt hatten. Aber im Verhältnis zu den ausgedehnten Länderstrecken, die gewonnen wurden, verschlug das nicht viel. Das Rekrutenmaterial war nie sehr reich, und die Gründung der Janitscharengarde durch Sultan Orchan, mittelst Rekrutierung von christlichen Knaben für die mohammedanische Streitmacht, war schon eine Aushilfemaßregel. Von der Donau ab kann man eigentlich nur noch von Militärkolonien sprechen. In Rumänien und Ungarn gewann der Islam keinen sicheren Boden mehr. In all diesen Gebieten blieben die Türken neben den fremden Nationalitäten immer in der Minorität. Bei den unaufhörlich von ihnen geführten Kriegen nahmen sie an Zahl nicht zu und konnten, trotz der anfänglich gut durchgeführten Türkisierung, die für einen fest gefügten Einheitsstaat erforderliche Volksmehrheit nicht gewinnen. Sie selbst aber stellten ja schon ein Gemisch der zahlreichen, in den Mittelländern zwischen Europa und Asien lebenden Völkerschaften dar, das durch den Islam allein zu Osmanen gestempelt worden war.

Das Rätsel der reißenden Eroberung erklärt sich daher ebenso leicht, wie der schnelle Rückgang seit der vergeblichen Belagerung von Wien. Der Kulminationspunkt in der Machtentwicklung war längst überschritten. Die später verlorenen nördlichen Provinzen hatten die Türken niemals recht besessen.

Überdies hatten sie zur Zeit ihrer großen Eroberungen schon ein wohlgeordnetes Konskriptionssystem geschaffen. Die jährliche Rekrutenaushebung für die Janitscharen erreichte eine Höhe bis zu 40 000 Knaben. Das war für das Mittelalter eine ungeheure Zahl. Ihre Feinde brachten die Heere noch durch Lehnsverpflichtungen auf; sie waren ihnen numerisch nie gewachsen. Das änderte sich mit der Zeit und hat sich heute ins Gegenteil verkehrt, wo ihre Nachbarn, ebenso wie sie, die gesamte Volkskraft zum Kriege aufbieten.

Mit sich selbst verglichen, waren ihre kriegerischen Leistungen in der Neuzeit, zumal 1877/78, nicht geringer als ehedem. Der Friedensstand der türkischen Armee betrug in den letzten Jahren, vor Einstellung der Nichtmohammedaner, in der Regel rund mindestens 250 000 Mann. Das war viel zu viel für die Menschen- und Finanzkräfte des Landes; denn nur etwa 12 bis höchstens 15 Millionen Menschen waren der Rekrutierung tatsächlich unterworfen. Es war aber viel zu wenig für die Sicherung der Grenzen des ausgedehnten Staatsgebietes und für die Gewährleistung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Innern. Welche ungeheure Anstrengung das dauernde Waffenaufgebot für das Volk bedeutete, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Deutschland, nach demselben Maßstabe gemessen, stets eine Friedensstärke von mehr als einer Million unterhalten müßte, ein Teil davon aber im aufreibenden Kleinkriege und in ungünstigen Klimaten fortwährend einen erschreckend hohen Abgang aufwiese. Die Folgen davon waren in Anatolien deutlich wahrzunehmen: verödete Dörfer, entvölkerte Landstriche, in welche die nicht mohammedanische Bevölkerung nachdrängte.

Das kann von nun ab anders werden. Eine weit geringere Last als bisher wird auf dem verkleinerten Staatsgebiete ruhen. Gelingt es der Türkei, die anatolischen Kernlande des Reiches zu entwickeln, so kann sie stärker werden als zuvor. Eine wohldurchdachte und gut vorbereitete innere Kolonisation würde dabei unschätzbare Dienste leisten. Es ist von größter Wichtigkeit, die mohammedanische Bevölkerung Vorderasiens durch die aus den abgetretenen europäischen Provinzen auswandernden islamitischen Flüchtlinge wieder zu vermehren. Leider pflegen die Verluste bei diesen Völkerwanderungen im kleinen sehr erhebliche zu sein, zumal, wenn sie, wie jetzt, in der schlechtesten Jahreszeit stattfinden. Die orientalische Sorglosigkeit läßt es leicht an den einfachsten Vorsichtsmaßregeln fehlen. Aber ein Zuwachs von Hunderttausenden wäre immerhin möglich, wenn die türkische Regierung sich mit den vergrößerten Balkanstaaten über einen Bevölkerungsaustausch verständigt und ihn nach beiderseitiger Übereinkunft auf die besseren Monate im Jahre verlegt. An unbesiedeltem Lande fehlt es in Anatolien nicht. Es sind auf asiatischem Boden innerhalb der heutigen Reichsgrenzen noch wertvolle Eroberungen zu machen. In Kurdistan, im alten Mesopotamien und Babylonien, ja selbst in Syrien gibt es auch jetzt noch Distrikte, deren Bevölkerung sich bisher tatsächlich unabhängig gebärdete und nichts zu den Staatslasten beitrug. Zahlreiche Nomadenstämme können seßhaft gemacht werden. In dieser Hinsicht hat Sultan Abdul Hamid tüchtig vorgearbeitet. Keiner seiner Vorfahren hat im Reiche so unbedingt geherrscht wie er. Sein Großvater Mahmud II. hatte noch gegen unbotmäßige Gouverneure förmliche Kriege zu führen. Er setzte sie durch einfache telegraphische Befehle ein und ab.

Nach dem Süden hin ist für weitere Ausdehnung noch ein großes Gebiet vorhanden. Jetzt, da die unaufhörlichen Händel um des europäischen Besitzes willen schweigen werden, kann sich die ottomanische Volkskraft dorthin wenden und sich durch islamitische Erwerbungen verstärken.

Freilich ist dazu die Lösung einer außerordentlich schwierigen Frage notwendig — die dauernde Aussöhnung der arabischen Reichshälfte mit dem Chalifat der ottomanischen Sultane. Die Araber haben dieses bis in die neueste Zeit hinein als ein usurpiertes angesehen, und erst die letzten Vorgänge, namentlich der tripolitanische Krieg, in dem Türken und Araber eng vereint gefochten haben, hat wenigstens äußerlich die alte Feindschaft verschwinden lassen. Seit langem herrscht zum ersten Male in ganz Arabien Ruhe. Eine geschickte innere Politik wird darauf fortbauen können. Ist sie von Erfolg, so mag das jetzt Verlorene zwar nicht wiedergewonnen, wohl aber anderweit ersetzt werden können. Das während der letzten Jahrzehnte immer reger gewordene Gemeingefühl des Islam ist geeignet, den Versöhnungsprozeß zu fördern und die Umwandlung des bisherigen halb europäischen, halb asiatischen Reiches in einen islamitischen Kulturstaat zu fördern.

Dazu würde freilich die Verlegung der Hauptstadt eine unbedingte Notwendigkeit sein. Konstantinopel soll der stärkste Waffenplatz des Reiches für Heer und Flotte bleiben, auch die Sommerresidenz der Großherren. Der Sitz der Regierung aber muß ein anderer werden; denn es ist kein Ort zum Arbeiten. Die herrliche Lage ist eine zu arge Verführung; die Natur beherrscht dort den Menschen, und diese Herrschaft hat noch keiner Regierung gut getan. Ein kraftvolles Handeln, wie die Wiederauf-

richtung eines niedergeworfenen Staates es verlangt, ist von Byzanz niemals ausgegangen. Selbst die fränkischen Herren, die 1204 das lateinische Kaisertum aufrichteten, unterlagen dem Zauber der Umgebung. In weniger als einem halben Jahrhundert war ihr Geschlecht so entartet, daß Michael der Paläologe an der Spitze von nur 800 Mann ihrer elenden Herrschaft mühelos ein Ende machte.

Unter den gegenwärtigen Umständen wäre Aleppo auf der Grenzscheide der türkischen und der arabischen Reichshälfte, oder vielleicht besser noch Damaskus, trotz seiner etwas zu sehr nach Süden gerückten Lage, der geeignete Punkt. Den für die Türkei so unfruchtbaren Balkanhändeln und Balkanwirren entrückt, stünden die Herrscher dort zwischen den beiden großen Volksgruppen ihres Reiches, den Lebensinteressen, der Denkungsart und dem Fühlen beider in gleicher Weise zugewandt. Die innige Verbindung könnte — wenn sie überhaupt möglich ist — von dort aus leichter hergestellt werden als von Stambul, wo fremde, europäische, aber keine türkischen Lebensfragen die Regierenden nach wie vor hauptsächlich in Anspruch nehmen möchten. Auf die europäische Großmachtsrolle, welche die Türkei bisher so zähe und mit so großen Opfern festgehalten hat, könnte sie verzichten, dafür aber die dankbarere einer islamitischen Vormacht übernehmen. Darin würde ihr noch eine bedeutende geschichtliche Rolle vorbehalten bleiben.

Freilich wird auch das nicht leicht und ohne Gefahr sein. Sie bliebe dort immer noch zwischen den beiden in Asien rivalisierenden Weltmächten England und Rußland. Aber ihre Kräfte reichen zur Behauptung der Selbständigkeit bei tüchtiger Vorbereitung auf die Verteidigung vollkommen aus, und in dem politischen Wett-

bewerb der Gewaltigen fände sie stets nach einer Seite hin Anlehnung.

Auf die übrigen Bedingungen einer Regeneration des Reiches in seinen islamitischen Stammlanden einzugehen, ist hier nicht der Ort und auch überflüssig, weil das vor fünfzehn Jahren von mir darüber Niedergeschriebene noch jetzt zutrifft.

Eins aber ist unerläßlich, nämlich das Schweigen des Parteihaders in der gebildeten ottomanischen Gesellschaft, die 1908, von der jungen Generation geführt, das jetzt so gewaltsam unterbrochene Werk der Wiederaufrichtung und Erneuerung des Staatswesens unternahm. Sie ist ohnehin, im Vergleich zur großen Masse des Volkes, nicht zahlreich und daher um so mehr darauf angewiesen, fest zusammenzuhalten, mag auch der einzelne dabei das Gefühl haben, selbst nicht hinreichend zur Geltung zu kommen.

Der gefährlichste Feind, den die junge Türkei bisher gehabt hat, war sie selbst. Die Auffassung und Beurteilung aller Staatsangelegenheiten von einem rein persönlichen Standpunkte aus muß schwinden und einer objektiven und sachlichen Platz machen. Die erstere ist durch Sultan Abdul Hamid in mehr als drei Jahrzehnten großgezogen worden, die innere Umstimmung wird nicht leicht werden, aber von ihr hängt die Rettung des Staates ab.

Im Schicksal der jungen Türkei liegt etwas Tragisches, das denjenigen, der sie mit Teilnahme bei dem ersten Wiedererhebungsversuche verfolgt hat, mit Trauer erfüllen muß. Trotz aller Irrtümer und Mißgriffe, die bei diesem Versuche begangen worden sind, war er doch ein höchst

anerkennenswerter und ging aus edlen Motiven hervor. Es hat nur die Zeit zur Vollendung gefehlt, die Erhaltung des Friedens, den jeder denkende Osmane sehnlichst herbeiwünschte, für ein einziges Jahrzehnt. Man erhoffte ihn von dem liberalen Europa, von dem man annahm, daß es dem Versuche eines bis dahin despotisch regierten Volkes, sich in den aus eigener Kraft erworbenen modernen, freiheitlichen Staatseinrichtungen zu befestigen, mit Wohlwollen entgegenkommen werde.

Das war eine verständliche, aber schwere Täuschung. Der Staat ist Macht und keine Akademie für Entwicklung menschlicher Tugend. Er handelt nicht nach Wohlwollen, sondern nach Interessen. Rücksicht auf die Schwäche seiner Nachbarn kann nur insofern von ihm verlangt werden, als er von der Ausnutzung dieser Schwäche keinen Vorteil zu erwarten hat. Das ist menschlich nicht schön, aber bisher noch immer Brauch gewesen in der Politik dieser Welt. Die Balkanstaaten hatten die Ruhe zur Erstarkung gefunden, die die Türkei sich wünschte, und sie benutzten den günstigen Augenblick zum Angriff, als sie einig waren und den geringsten Widerstand zu erwarten hatten — das war ihr gutes Recht.

Ihr Vorgehen ist eine neue Warnung gegen die Theorie der Friedensschwärmer, welche die großen Lebensfragen der Völker durch gegenseitige Achtung vor den Rechten des anderen regeln wollen. Von diesen Rechten hat jeder Teil die eigene Auffassung, und die Verständigung wird scheitern, sobald es sich um Ernstes handelt. Stark sein ist das einzige Mittel, um mit Erfolg von anderen Gerechtigkeit zu heischen. Das ist die Lehre, die das verkleinerte Osmanenreich aus den bitteren Erfahrungen der letzten Zeit wird ziehen müssen.

Möge sie auch in Deutschland niemals vergessen werden. Das Ergebnis des Balkankrieges ist für uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Man hört von den Anhängern des „Friedens um jeden Preis" jetzt, wo man es will, die Versicherung, daß die eingetretenen Veränderungen eher zum Vorteil als zum Nachteil für uns ausschlagen würden. Das aufstrebende Bulgarien zumal werde neue Möglichkeiten für fruchtbringende Handelsverbindungen bieten — sich aus eigenem Interesse dem mitteleuropäischen Staatenbunde zuwenden — der Balkanbund werde überhaupt gute Beziehungen zu diesem suchen.

Das mag sich alles für einige Zeit verwirklichen; es kann aber ebensowenig wie die Regelung der anderen Fragen, die jetzt die Diplomatie beschäftigen, die eine große Tatsache aufheben, daß an Österreichs Südgrenze ein starker südslawischer Staatenverband entsteht, dessen Selbstvertrauen durch die errungenen Erfolge aufs höchste gestiegen ist. Es wäre ganz unlogisch, anzunehmen, daß dieser sich jetzt, gesättigt durch das Erreichte, zur Ruhe niederlegen und nie wieder von Erweiterung und Vergrößerung träumen werde. Wer das glaubt, kennt die Völkerschaften an der unteren Donau nur wenig. Von der Türkei ist für sie nichts mehr zu gewinnen; die Grenzen sind ungefähr so weit vorgeschoben, als ihre Nationalitäten gemeinsam reichen. Nach dorthin kann sich ihr Streben und das jetzt geweckte Expansionsbedürfnis nicht wenden. So bleibt denn kein anderer Ausweg als der nach Norden. Auf österreichischem Boden leben noch 6 Millionen Serben — die Serbo-Kroaten eingerechnet — und etwa 3½ Millionen Rumänen. Rumänien, zwischen Rußland und dem vergrößerten Bulgarien eingeengt, wird kaum anders handeln können, als sich dem Balkanbunde anzuschließen. Bulgarien

hat auf österreichischem Boden keine Interessen, aber es erreicht jetzt den eigenen Bundesgenossen gegenüber nicht die Grenzen in Süd und West, auf die es bisher einen ethnographisch und historisch begründeten Anspruch zu haben glaubte, und den es auch ferner in der Stille bewahren wird. Sie zu erreichen kann es am ehesten hoffen, wenn die Nachbarn weiter nach Norden vorgeschoben und dort entschädigt werden können. Daraus muß ein geschichtlicher Drang gegen den mitteleuropäischen Staatenbund entstehen, der unendlich viel mehr zu bedeuten hat als die Fragen nach einer neutralen Eisenbahnlinie oder einem wenig brauchbaren Adriahafen. Er wird im entscheidenden Augenblick zum Zusammengehen mit unseren Gegnern einladen.

Trotzdem kann der Frieden noch lange aufrechterhalten bleiben; doch wird es immer nur so lange dauern, als man uns für die Stärkeren in Europa hält.

Zum Schluß sei eine persönliche Bemerkung erlaubt, weil sie zur weiteren Klärung der Vorgänge im Orient beiträgt.

Anno 1895 verließ ich schweren Herzens die türkische Armee, in der ich 12½ Jahre gedient und an die ich, trotz aller Schwierigkeiten, die damals einer jeden soldatischen Tätigkeit durch den Argwohn des Großherrn bereitet wurden, mein Herz gekettet hatte. Im Lebensalter zwischen 40 und 52 Jahren knüpft man auch die letzten intimeren Freundschaften auf dieser Erde; viele der im verflossenen Drama handelnden Personen standen mir nahe, eine Anzahl davon waren meine ehemaligen Schüler. Sultan Abdul Hamid hatte mich 1883, durch Vermittlung des

damals ihm für die Armeereform zur Seite stehenden deutschen Generals Kähler, als Inspekteur an die Militärschulen berufen, wo ich zu meiner Befriedigung sogleich einen bestimmten Wirkungskreis fand. Als Kähler, der des Sultans volles Vertrauen besaß, 1885 starb, blieb sein Platz zunächst unbesetzt. Erst nach dem serbisch-bulgarischen Kriege, im Sommer 1886, wurde mir auch die Stelle als Souschef des Generalstabes, die er neben seiner allgemeinen Aufgabe innegehabt, noch zu der anderen übertragen. Sie war jedoch keine unabhängige und hatte nicht viel zu bedeuten. Zugleich erhielt ich den Auftrag, gemeinsam mit dem General Mouzzaffer Pascha (Graf Czaychowski), einem ausgezeichneten Kenner der türkischen Armeeverhältnisse und hochgebildeten Offizier, einen Entwurf für eine Reform zu bearbeiten. Wie erwähnt, sollte aber der aktive Stand des Heeres nicht berührt werden. Er beschränkte sich also auf ein neues Rekrutierungsgesetz, das die allgemeine Wehrpflicht der mohammedanischen Untertanen des Großherrn regelte, ferner auf ein Reserve-, Landwehr- und Landsturmgesetz, ein Mobilmachungsreglement nebst anderen ergänzenden Vorschriften, unter denen sich auch eine für den Nachschubdienst hinter der Armee befand. Dazu kam eine das ganze Reich umfassende neue Einteilung in 364 Bataillonsbezirke — unseren Landwehrbezirken vergleichbar. Bei dem Mangel an zuverlässigem Kartenmaterial und einer auch nur einigermaßen ausreichenden Statistik war dies eine wahrhaft ungeheure Arbeit, die trotzdem bis 1893 bewältigt wurde. Ein türkischer Generalstabsoffizier, Oberst Ali Bey, hatte daran durch seinen unermüdlichen Fleiß das Hauptverdienst. Er starb bald danach. Auch eine topographische Aufnahme begann und wurde für die europäische Türkei sowie für

Vorderasien bis zum 30° östlicher Länge fertig. Dann übernahm eine französische Mission unter General Defforges die Fortsetzung.

Die gesetzliche Grundlage für das Aufgebot der Moslims war geschaffen. Eine moderne Ausbildung der Truppen unterblieb. Dazu behielt sich Sultan Abdul Hamid in jedem Falle die besondere Genehmigung vor — und diese erfolgte nicht.

Auch der Versuch, den Generalstab in seine praktische Tätigkeit einzuführen, scheiterte. Zwar wurden Generalstabsreisen nach unserer Art in den Provinzen eingeführt, aber die Zusammenfassung zu Operationsstudien im großen Generalstabe blieb aus. Ein strategisches Kriegsspiel, das unter meiner Leitung stattfand und das insofern ein Interesse hat, als nicht nur ein bulgarisch-türkischer Krieg die Unterlage bildete, sondern auch die beiden jetzt am meisten genannten türkischen Generale Nazim und Abdullah Pascha damals die Führung übernahmen, der erste auf bulgarischer, der zweite auf türkischer Seite. Den gegen heute noch sehr verschiedenen Verhältnissen entsprechend war selbstverständlich ein anderer Gang des Feldzuges gedacht, als er 1912 stattfand. Die Hypothese besagte, daß die in jener Zeit numerisch noch sehr viel schwächere bulgarische Armee die Entscheidung durch einen kühnen Vorstoß, südlich an Adrianopel vorbei, in der Richtung auf Demotika suchte. Eine in Eile versammelte türkische Ostarmee sollte ihn an der Arda und Maritza abwehren. Die Übertragung der Studie auf das Gelände war unser kühner Traum. Es kam aber nicht dazu. Eine hochnotpeinliche Untersuchung, in welche die Teilnehmer unerwartet verwickelt wurden, machte ihm ein jähes Ende. Ich erhielt die erste Nachricht davon durch eine türkische Dame, deren Mann in der

Nacht arretiert und nach Jildiz abgeführt worden war. In ihrer Angst rief sie meine Hilfe an. Meiner Intervention gelang es dann auch, Nachteile für die Mitarbeiter zu verhüten und den Großherrn zu überzeugen, daß es sich um keine Verschwörung, sondern eine, sogar durch ältere türkische Vorschriften verlangte, Arbeit gehandelt habe. Mit der Fortsetzung dieses und ähnlicher Versuche zur Vervollkommnung des Generalstabsdienstes aber war es dennoch vorbei. Der Großherr behielt sich Sonderbefehle für sie vor, und es ist nie wieder die Rede davon gewesen. Wie unrecht es ist, auf die älteren türkischen Generalstabsoffiziere Steine zu werfen, weil sie sich auf ihren schweren Beruf nicht hinreichend vorbereitet haben, mag nebenbei auch aus diesem Vorfall erhellen.

Die Einsicht, daß das damals für mich Mögliche erreicht, weiter aber nicht zu kommen sei, sowie die Sehnsucht, noch einmal im Vaterlande zu dienen, veranlaßten meine Rückkehr nach Deutschland.

Es sind also genau siebzehn Jahre her, als ich tiefbewegt aus dem türkischen Dienste schied — und zwar aus einer ganz anderen Armee als der heutigen, nämlich der alten Armee Abdul Hamids II.

Dennoch, und obwohl der letzte meiner ehemaligen deutschen Mitarbeiter noch vierzehn Jahre länger in besonderer Vertrauensstellung bei Sultan Abdul Hamid verblieb, hat es ein Teil der europäischen Presse — namentlich der italienischen und französischen — für angezeigt gehalten, mich für die türkischen Niederlagen im Balkankriege verantwortlich zu machen und — mehrfach in recht unflätiger Art — anzugreifen. Insbesondere hat ein italienisches Blatt die Entdeckung gemacht, daß ich allein die Schuld an der Niederlage des linken türkischen Flügels in der

Schlacht von Lüle Burgas trüge. Wie man dies vom Kurfürstendamm in Berlin aus zu bewerkstelligen hat, ist mir nicht klar geworden und beruht wohl auf einer Überschätzung meiner Fähigkeiten. Wenn, was zu hoffen ist, demnächst türkische Darstellungen des Feldzuges auf Grund des amtlichen Materials erscheinen, so werde ich die Schicksale jenes Armeeflügels aber mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen.

Sodann sind angeblich die deutsche Taktik und der „preußische Drill" bei Kirkkilisse zusammengebrochen; das deutsche Kriegsmaterial soll dort eine endgültige Niederlage erlitten haben usw.

„Ist dies auch Tollheit, hat es doch Methode!"

Nicht ich, nicht die zurzeit in der türkischen Armee dienenden deutschen Offiziere, sondern das ganze verhaßte Deutschland sollte herabgesetzt, sein Ansehen bei Freund und Feind gemindert werden. Mehrere Sendungen enthielten denn auch Zusätze wie: „So wie jetzt den Türken, wird es den Deutschen gehen, wenn sie mit den Franzosen zusammentreffen."

Daß deutsche Taktik in der ihrer inneren Natur nach ganz anders gearteten türkischen Armee gar nicht betrieben werden kann, sondern nur türkische, geht aus dem Vorangegangenen deutlich hervor. Damit aber der „preußische Drill" — dies geheimnisvolle auch im Vaterlande noch in der Phantasie vieler Leute umgehende Schreckgespenst — zusammenbrechen konnte, hätte er zuvor erst eingeführt sein müssen, woran niemand gedacht hat. Zudem war bei Kirkkilisse keines der von deutschen Offizieren ausgebildeten Modellregimenter anwesend, und die an anderer Stelle auftretenden haben einen vortrefflichen Eindruck gemacht. Von

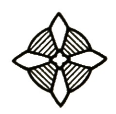
der Unbrauchbarkeit der deutschen Bewaffnung ist es seit der Schlacht vor der Tschataldja-Linie am 17.—19. November still geworden; sie scheint sich dort gar nicht fühlbar gemacht zu haben.

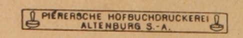
Der Lärm, der darüber zuvor entstand und der auch in der deutschen Presse widerhallte, hat sich ohne die Erklärungen, die durch diese, zum Teil in der ungehörigsten Art, von mir gefordert wurden, gelegt. Es ist auch beim besten Willen nicht einzusehen, welchen Anlaß wir Deutsche haben sollten, mutmaßliche Gegner vor einer Unterschätzung unserer Kampfweise und Rüstung zu warnen. Sie setzt sich in der Regel auf künftigen Schlachtfeldern in verhängnisvolle Fehler um, wie es schon einmal 1870 geschah. Unsere Gegner an diesen zu hindern, ist doch wahrlich nicht unsere Pflicht. Möglich wäre es, daß rührige Agenten hier oder dort deutschen Waffenfabriken, auf Grund des Geschwätzes, einen Lieferungsauftrag abjagten. Das wird aber doch nur da geschehen, wo eine sehr unselbständige oder schwache Regierung in Bewaffnungsfragen sich nicht nach der eigenen Einsicht und dem Ergebnis systematischer Prüfung, sondern nach Zeitungsartikeln entscheidet, und diese Fälle sind sicherlich selten. Der Schaden wird kein großer und jedenfalls geringer sein, als wenn wir die Gegner rechtzeitig aufklären, was sie von uns zu befürchten haben.

Daß deutsche Zeitschriften und Tagesblätter gar an der allgemeinen Hetze gegen mich und die Tätigkeit der Deutschen in der Türkei teilnahmen, ist ein betrübendes Zeichen für den Volksgeist und lehrt, was einmal unsere Heerführer zu erwarten haben, wenn das Glück ihnen im Felde nicht hold sein sollte. Gerade dann aber wären gegenseitiges Vertrauen und ruhige Zuversicht notwendig.

Zum mindesten hätte doch abgewartet werden können, bis von türkischer Seite ein Vorwurf laut wurde — und das ist, wenigstens von beachtenswerter Stelle aus, nicht geschehen. Alle deutschen Offiziere haben auf ihren Posten die besten Kräfte eingesetzt und in dem ihnen zugewiesenen, bestimmt abgegrenzten Wirkungskreise Tüchtiges geleistet. Mir war in ehrenvoller Art 1909 die Rolle als Organisator der neuen Armee zugedacht worden. Aus naheliegenden Gründen konnte ich sie nicht übernehmen und hatte nur die Möglichkeit, mit den alten Freunden als Freund zweimal für einige denkwürdige Monate zusammenzuarbeiten und mich an den Fortschritten der jungen Truppen zu erfreuen.

Wenn ich trotzdem durch halb Europa als der Verderber der armen türkischen Armee bezeichnet worden bin, so hat mich dies um eine Erfahrung bereichert, nämlich, daß alles, was öffentliche Meinung und Urteil der Welt heißt, noch mehr Geringschätzung verdient, als ich sie zuvor schon besaß, und daß die Geschichte wirklich die „fable convenue“ Napoleons I. ist.




PIERERSCHE HOFBUCHDRUCKEREI
ALTENBURG S.-A.